

FORUM

Supervision

Wandel der gesellschaftlichen Über- Ich-Strukturen

Wolfgang Schmidbauer

Hermann Steinkamp

Annemarie Bauer

Manuela Kleine

Barbara Riehn-Casarrubia

Christian Löhr

Katharina Gröning

Miriam Bredemann

Hans-Peter Griewatz

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	S. 01
I. Artikel	
Wolfgang Schmidbauer <i>Vom Wandel der seelischen Strukturen. Die Sehnsucht nach dem Über-Ich in der Eventkultur</i>	S. 03
Hermann Steinkamp <i>Wandel der gesellschaftlichen Über-Ich-Strukturen</i>	S. 12
Annemarie Bauer <i>„...das Rätsel des Übergangs von der phantasierten zur realen Tat“. Extremfälle – auch für die Supervision – aus Psychiatrie und/oder Gefängnis</i>	S. 20
Manuela Kleine <i>Selbstopitmierung und die Radikalisierung instrumenteller Vernunft in der Theorie von Anna Stach und ihre Bedeutung für die Supervision</i>	S. 30
Barbara Riehn-Casarrubia <i>Mentalitätswandel in der sozialen Arbeit – Perspektiven für die Supervision</i>	S. 41
Christian Löhr <i>Jugendliche im Übergangssystem: Welche Rolle spielen Faktoren wie Sicherheit und Unsicherheit?</i>	S. 56
II. Methode	
Katharina Gröning <i>Verstehen in der Supervision – ein altes Thema und neue Entwicklungen. Hier am Beispiel der Geschlechterreflexivität</i>	S. 66
III. Dokumentation	
Katharina Gröning <i>Pflege als Wirtschaftsfaktor. Vortrag auf dem Oberhauser Pflegekongress 2013</i>	S. 72
IV. Berichte	
Miriam Bredemann <i>Tagungsbericht der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv) vom 22./23. November 2013 . Subjektive Einschätzung eines neuen außerordentlichen Mitglieds</i>	S. 81
Hans-Peter Griewatz <i>„Wandel der Über-Ich-Strukturen“. Tagungsbericht der Theoriereihe „Reflexive Supervision“ vom 16. November 2013 an der Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Weiterbildender Masterstudiengang Supervision & Beratung</i>	S. 89
V. Rezensionen	
Miriam Bredemann <i>Thierfelder, C. (2009): Durch den Spiegel der Anderen. Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz in Seelsorge und Beratung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht</i>	S. 94
Vanessa Rumpold <i>Gollwitzer, M./Lotz, S./Schlösser, T./Streicher, B. (Hrsg.) (2013): Soziale Gerechtigkeit. Was unsere Gesellschaft aus den Erkenntnissen der Gerechtigkeitspsychologie lernen kann, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht</i>	S. 100
Frank Austermann <i>Albrecht, C./Perrin, D. (2013): Zuhören im Coaching. Wiesbaden: Springer VS.</i>	S. 102
VI. Kolumne	
Wolfgang Schmidbauer <i>Unser Medizinsystem</i>	S. 105

Vorwort

Die gegenwärtige Gesellschaft gilt als individualisiert, frei und liberal. Das, was an Restriktionen und Zwängen vor allem hinsichtlich privater Lebensformen und Lebensstile noch von der Vor- generation beklagt wurde, soziale Kontrolle, die Begrenzung von Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung, ist längst einem Druck gewichen sich zwischen vielen möglichen Optionen richtig zu entscheiden und sein Leben als ein optimales Leben zu führen. Noch in den 1980er Jahren, als Individualisierung begrüßt und als Zuwachs von mehr Freiheit gefeiert wurde, zeigen sich heute zunehmend die Risiken dieses sozialen und kulturellen Wandels ab. Wandel der gesellschaftlichen Über-Ich-Strukturen – der Titel von FoRuM Supervision Heft 43 – will diese Seite für die Supervision beleuchten. Angeregt wurden die Diskussionen zum Wandel der gesellschaftlichen Über-Ich-Strukturen durch Diskurse wie Arbeitskraftunternehmer, unternehmerisches Selbst und Beschleunigung sowie zur Gouvernamentalität. Nun legen eine Reihe von Autoren ihre Überlegungen und Erfahrungen mit dem Thema als Problem der Supervision vor. Wie schon die vorgängigen Themen ist auch dieses Thema aus der Theoriereihe „*Reflexive Supervision*“ hervorgegangen und wurde mit von ihr bestimmt. In Anlehnung an das mit großem Interesse verfolgte Referat zum Wandel der gesellschaftlichen Über-Ich-Strukturen legt Wolfgang Schmidbauer eine Systematik zur Entwicklung des psychoanalytischen Über-Ich Begriffs vor und erläutert dessen Entwicklungslinien und seine Bedeutung in der Psychoanalyse. Dieses alte Freudsche Über-Ich haben Generationen von Psychoanalytikern entweder milder und reifer gestimmt oder im Sinne von Nachsozialisation geformt und funktionsfähig gemacht. In der Supervision gilt dies ebenfalls für die Rollenkompetenz und die Beruflichkeit, denn ein Berufstätiger und Professioneller ist von seiner verlässlichen inneren Stimme bei seinen Entscheidungen und Handlungen in hohem Maße abhängig. Umso eindrücklicher ist es, wenn Wolfgang Schmidbauer nun den Zusammenbruch und die Veränderung dieser Arbeit beschreibt, weil Supervisanden vollständig neue Horizonte des Denkens in dem Sinne mitzubringen scheinen, in Folge dessen sich die Realität an sie anpassen müsste und würde. Ähnlich argumentiert auch Hermann Steinkamp. In einer theologisch geleiteten Reflexion verbindet er die „innere Stimme des Über-Ichs“ zunächst mit dem Gottesbild und dem verinnerlichten Gott. Er beschreibt dessen Repräsentanz und seine Krisen in den modernen Gesellschaften. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist in der Folge des „Tod Gottes“ die Genese eines Habitus zwischen Gotteskomplex und Gouvernamentalität. Steinkamp zeigt auf, wie die Fantasie vom Glück, vom Reichtum Lebensentwürfe verändert. Er nennt dies Lotto-Mentalität und wie sich eine von Über-Ich Grundsätzen geleitete Biografie zu Gunsten eines Phantasmas von Glück und Reichtum verflücht. Auch Annemarie Bauer zeigt an Hand des Mörders Markus Gräfgén auf, wie sich im forensischen und klinischen Feld das gesellschaftliche Über-Ich wandelt. Ganz neue Täterprofile, Tätermotivationen, die in keine klassische psychologische Erklärung passen wollen, deren Sinnverstehen vollständig unmöglich scheint, fordern supervisorische Fähigkeiten mit forensischen und klinischen Teams heraus. Auch bei Gräfgén spielen dramatische Größenfantasien und die Realität dieser eine, das Unbewusste prägende Rolle und verändern das Über-Ich.

Barbara Riehn-Casarrubia wiederum befasst sich mit den Mentalitätsveränderungen in der sozialen Arbeit. Sie legt ebenfalls die Gouvernamentalität zu Grunde und führt an, wie sich die neuen Anforderungen an die Sozialarbeiter auf Beziehungen, auf Profession und Beruf auswirken. Ausführlich erläutert die Autorin dabei das Konzept der Gouvernamentalität als Norm und

zeigt seine Wirkungen in der sozialarbeiterischen Praxis auf.

Manuela Kleine wiederum diskutiert das Thema der Selbstoptimierung von Frauen und zeigt, wie gesellschaftlich wirkungsmächtige Sozialisationsinstanzen, hier zum Beispiel die Serie Germanys Next Top-Model, die Funktion von narzisstischen Über-Ich für junge Frauen und Mädchen übernehmen. Was Gouvernamentalität ist und wie sie das Über-Ich beeinflusst, wie aus Größenfantasie einer künstliche Medienumwelt und Gruppendruck Über-Ich Strukturen entstehen und Normen sich verändern, wird in diesem Beitrag gezeigt. Schließlich zeigt Christian Löhr umgekehrt auf, wie anders die Realität im Gegensatz zur medialen Welt sich für Jugendliche darstellt, die als Berufsverlierer gelten. Löhr stellt die Über-Ich und Sozialisationsmechanismen in der Jugendberufshilfe vor, ein wichtiges Feld für die Supervision.

Unter der Rubrik Methode legt Katharina Gröning einen Beitrag zur Geschlechterreflexivität als Verstehenskompetenz in der Supervision vor. An Hand eines Falls aus einer Supervisionsgruppe mit Frauen in Leitungspositionen wird mit dem Konzept der symbolischen Gewalt von Bourdieu die Herstellung von Geschlechterordnung durch Konfliktgestaltung reflektiert. Die Autorin zeigt auf, wie ein Inkompetenz quasi gemacht wird. Sie generalisiert, dass Habitus inkonsistente Positionsinhaber wie Frauen oder soziale Aufsteiger sich besonders mit symbolischer Gewalt auseinandersetzen und diese reflektieren müssen.

Im Rahmen der Dokumentation des vorliegenden Heftes legt Gröning ebenfalls einen Vortrag von 2013 zum Thema Pflege als Wirtschaftsfaktor vor. Dieser Vortrag wurde auf dem Oberhauser Pflegekongress 2013 gehalten und nimmt die Problematik des sozialen Abstieges der Pflege von der Semiprofession zum bescheidenen Beruf empathisch auf. Weitere Beiträge des vorliegenden Bandes sind Tagungsberichte, Rezensionen und die Kolumne von Wolfgang Schmidbauer.

Wir wünschen eine angeregte Lektüre.

**Die Herausgeberinnen
Bielefeld und Münster im April 2014**

Vom Wandel der seelischen Strukturen

Die Sehnsucht nach dem Über-Ich in der Eventkultur

Zusammenfassung:

Die klassische Psychoanalyse geht davon aus, dass mit dem Untergang des Ödipus-Komplexes eine seelische Struktur gebildet wird, welche eine relative Stabilität der Persönlichkeit garantiert. Freud hat durchaus gesehen, dass soziale Einwirkungen diese Struktur verändern können; so kann beispielsweise ein Führer oder Religionsstifter an die Stelle des individuellen Über-Ich treten. Der Autor skizziert nach einer Zusammenfassung der psychoanalytischen Konzepte eine aktuelle Variante dieser Veränderungen: nicht stabile und langfristige soziale Strukturen treten an die Stelle des persönlichen Über-Ich, sondern kurzfristige, dramatische soziale Ereignisse werden verwendet, um eine manische Abwehr von (Zukunfts)Ängsten aufrecht zu erhalten.

Für Freud steht am Anfang der seelischen Entwicklung das Es, eine anschauliche Kurzformel für das innerseelische System unbewusster, teilweise verdrängter Triebwünsche und mit ihnen verbundener Vorstellungen bzw. Phantasien („Komplexe“). Dieses Es hat Freud als die Quelle aller libidinösen, wie aggressiven Triebenergien betrachtet. Sein Charakter ist kulturfeindlich, es steht dem menschlichen Überleben gleichgültig gegenüber, enthält miteinander unvereinbare Wünsche. An jener Zone des Es, wo es mit der Außenwelt zusammenstößt, entwickelt sich das Ich, in seiner Energieversorgung vom Es abhängig, gewissermaßen die Agentur der Außenwelt und des Überlebens für das Es.

Die Evolutionstheorie zeigt aber sehr deutlich, dass dieses Konzept der Analytiker falsch ist. Der Mensch kann nur in einer kulturell geprägten Evolution entstanden sein. Er ist „von Natur aus“ ein Kulturwesen, kulturellerhaltende und kulturschöpferische Tätigkeiten müssen seinen angebotenen Triebgrundlagen nicht durch Angst und Zwang abgerungen werden, sondern sind ihre (bio-)logische Folge.

Freud und seine orthodoxen Nachfolger haben die herrschende Moral in den bürgerlichen Gesellschaften, die ein hohes Maß an Triebverzicht, Leistungsdenken und oft unmenschlichem Anpassungszwang enthält, mit Kultur schlechthin identifiziert. Den durch die Forderungen dieser Gesellschaft deformierten Menschen mit seinen folgerichtig unbändigen, ins Unbewusste verwiesenen sexuellen und aggressiven Impulsen verwechselten sie mit dem „natürlichen“ Menschen, der durch Erziehung gezähmt und kulturfähig gemacht werden müsse.

Die maßlosen, perversen und inzestuösen sexuellen Ansprüche seiner Patienten, ihre heimtückische Aggressivität sah Freud von den Forderungen der Kultur und dem, aus dem Ödipuskomplex hervorgegangenen Über-Ich mühsam gebändigt, vom Ich der Realität angepasst. Er musste ein solches strenges, verbotendes Über-Ich für unentbehrlich halten, da es für ihn unvorstellbar war, wie sehr eben jenes Es, das vom Über-Ich gebändigt werden sollte, durch dieses Über-Ich erst produziert wurde (genauer gesagt: wie jene vielen Lernschritte, die man zusammenfassend „Es“ und „Über-Ich“ nennt, voneinander abhängen und sich gegenseitig bestimmen).

Je mehr Verdrängungen, die die Gesellschaft fordert, je strenger und verbotender das Über-Ich

wird, desto „böser“, chaotischer, mehr dieser Verbote bedürftig wird auch das Es. Die Lehre von der Erbsünde hat sich stets dadurch selbst bestätigt, dass sie durch ihre erzieherischen und kulturellen Konsequenzen sündige Menschen produzierte.

Eine evolutionstheoretische Betrachtung der Psychoanalyse verlangt, das individualistische Konzept aufzugeben und gruppenspezifisch bzw. sozialpsychologisch zu denken. Wie noch genauer gezeigt werden soll, sind die vor allem von Anna Freud beschriebenen Abwehrmechanismen keine rein individuellen, sondern vor allem Gruppenprozesse. Die Verdrängung etwa, der wichtigste Abwehrmechanismus (bzw. das Kernstück der unterschiedlichen Abwehrformen) entspricht einem ausdrücklichen oder impliziten Erlebnisverbot in der sozialen Gruppe, in der das Kind aufwächst. Dieses Verbot ist oft nicht bewusst, es nimmt die Form einer Wahrnehmungsunfähigkeit an.

Möglicherweise wurzelte Freuds lamarckistisches Denken in seinem Ungenügen an der eigenen Konzeption der Ich-Entwicklung. Er schwankte, ob er eine genetische Basis dieser Entwicklung annehmen sollte oder nicht. In *Die endliche und die unendliche Analyse* (Freud 1937) vertrat er zwar die Möglichkeit angeborener Grundlagen von Ich-Veränderungen. Doch blieb sein Denken von dem Gegensatz zwischen dem „angeborenen“ Es und dem „erworbenen“ Ich bestimmt - einem Gegensatz, den die Forschung als falsche Alternative enthüllt. „*Die Erlebnisse des Ich scheinen zunächst für die Erbschaft verloren zu gehen*“, sagt Freud.

„Wenn sie sich aber häufig und stark genug bei vielen generationsweise aufeinanderfolgenden Individuen wiederholen, setzen sie sich sozusagen in die Erlebnisse des Es um, dessen Eindrücke durch Vererbung festgehalten werden. Somit beherbergt das erbliche Es in sich Reste ungezählt vieler Ich-Existenzen, und wenn das Ich sein Über-Ich aus dem Es schöpft, bringt es vielleicht nur ältere Ich-Gestalten wieder zum Vorschein, schafft ihnen eine Auferstehung.“ (Freud 1923: 267)

Offensichtlich hat Freud versucht, mit Hilfe neo-lamarckistischer Gedanken den von ihm empfundenen Widerspruch in seiner Konzeption zu kitten. Die von ihm aufgestellte These, dass das menschliche Ich - also die realitätsorientierte, dem Überleben in der Außenwelt dienende psychische Struktur - sich jeweils im Lauf der individuellen Entwicklung aus einer „Rindenschicht“ des angebotenen Es bilden müsse, schien ihm zu gewagt, wenn er den langen Katalog verschiedener Ich-Funktionen betrachtete, der sich allmählich ergab: Abwehr unerwünschter Triebansprüche, Einsatz des Angstsignals, Realitätsorientierung, das Auffinden von Kompromissen zwischen den Ansprüchen des Es, des Über-Ich und der Außenwelt.

Das Ich hat im Denken Freuds eine viel längere Vorgeschichte als das Es. In seinen ersten Schriften taucht es bereits auf, und schon im *Entwurf einer Psychologie* (1895) werden ihm spezifische Aufgaben zugeschrieben, die an die Ich-Funktionen der späteren Theorie erinnern. In den *Studien über Hysterie* beschreibt Freud bereits das „Ich-Bewusstsein“, welches als eine Art Engpass wirkt: Es lässt jeweils nur eine einzige krankmachende Erinnerung passieren. Offensichtlich hatte Freud beobachtet, dass die Widerstände des Patienten zunehmen, wenn man ein Stück bisher unbewussten Materials vernachlässigt und nicht ausreichend durchgearbeitet hat.

„Die eine im Durchbruch befindliche Erinnerung bleibt vor dem Kranken stehen, bis er sie in die Weite des Ichs aufgenommen hat.“

Diese „Weite des Ichs“ ist wohl der Bereich des Vorbewussten, während der Engpass das Ich-Bewusstsein - später Wachbewusstsein - ist, in dessen volle Aufmerksamkeit die unbewuss-

ten Inhalte treten müssen, ehe sie ihrer libidinösen Besetzung beraubt und dem Vorbewussten angegliedert werden können. Freud hat später die Formel „*daran habe ich nie gedacht*“ als zuverlässiges Zeichen beschrieben, dass die Analyse unbewusstes Material zutage gefördert habe, indem sie den Patienten eben veranlasste, „*daran zu denken*“, d.h. einen Inhalt in das enge, jedoch helle Licht des Bewusstseins zu rücken. (Freud 1895: 295)

Schon 1895 enthielt Freuds Ich-Begriff zwei Grundannahmen:

1. Die Unterscheidung zwischen einem Ich-Bewusstsein, das wie ein Engpass wirkt, und der „Weite des Ichs“. Sie nimmt den später formulierten Unterschied zwischen den Systemen Vorbewusst - Wachbewusst vorweg.
2. Die Hypothese, dass die Widerstände gegen das Aufdecken des unbewussten Materials von einem „abwehrlustigen Ich“ ausgehen. Es lässt sich zwar unter dem Einfluss beschwörenden Zuredens eine Weile täuschen (Freud pflegte, nachdem er die Hypnose aufgegeben hatte, seinen Patienten die Hand auf die Stirn zu legen und ihnen nach Bernheims Vorbild zu versichern, sie könnten sich gewiss erinnern, wenn sie sich nur angestrengt bemühten). Doch stellte er fest, dass das Ich
„in allen ernsteren Fällen [...] sich wieder auf seine Absichten (besinnt) und [...] seinen Widerstand fortsetzt.“ (ebd.: 280)

In dem erst sehr viel später publizierten, aber 1895 niedergelegten *Entwurf einer Psychologie* finden sich bereits

„die drei Annäherungswege an die Psychologie, die er später den topographischen, den dynamischen und den ökonomischen genannt hat [...] Die Funktionen, welche den Inhalt des Ich-Begriffs ausmachen, werden von anderen seelischen Prozessen abgegrenzt. Der Unterschied zwischen Primär- und Sekundärprozessen ist klar umrissen. Eine der Funktionen, die Abwehr, stand zu jener Zeit im Vordergrund seiner Forschung.“ (Hartmann 1972: 265)

Lust und Schmerz sind anfänglich durch biologische Merkmale festgelegt. Später entfalten diese Anlagen eine Dynamik, die dazu führt, dass Lust- und Realprinzip sozial festgelegt werden.

Als von Natur aus soziales Wesen ist Homo sapiens von Geburt an darauf programmiert, einen wesentlichen Teil seiner Lust in Form sozialer Zuwendung und Anerkennung zu suchen, so dass die Konsequenzen des Lustprinzips unmittelbar zu sozialer Abhängigkeit führen. Die entstehende Gestalt des Real-Ich wird also entscheidend davon geprägt, was in der umgebenden sozialen Gruppe gefordert wird. Das Real-Ich (und letzten Endes das Ich schlechthin) ist somit die nach innen fortgeführte symbolische Struktur der Primärgruppe.

Sie wird ergänzt durch den Einfluss der frühen Objektbeziehungen und definiert sich sozusagen von außen nach innen; erforscht wird sie in der Analyse von innen nach außen, wobei der nicht kultur- und gruppenbezogene Analytiker Gefahr läuft, ein sehr einseitiges Bild zu gewinnen, weil er nur die primären Objekte sieht und nicht erkennt, wie sehr diese z.B. durch historische Bedingungen geformt worden sind. Ich habe das in einer Untersuchung über die Einflüsse der Traumata von Krieg und Vertreibung auf die Familiendynamik belegt. Die ergab unter anderem, dass nicht die Traumatisierung der Eltern allein, sondern auch ihre unbewussten Abwehr- und Widergutmachungsabsichten die seelische Belastung der Kinder ausmachen. (Schmidbauer 1998)

Die symbolische Struktur, welche wir zusammen mit der „Muttersprache“ verinnerlichen, unterliegt ihrerseits einem Evolutionsprozess. Dieser ist nicht im fortschrittsgläubigen Sinn des 19. Jahrhunderts zu fassen. Die kulturelle Evolution kennt, ebenso wie die biologische, ja vielleicht

noch mehr, Sackgassen, Regressionen, Notfalllösungen, in denen der einzelne missbraucht, sein Glück geopfert wird, um das Ganze zu erhalten.

Die Widersprüche zwischen den natürlichen Anlagen der Ich-Entwicklung, also dem Resultat der biologischen Evolution, und den sozialen Strukturen (dem Ergebnis der kulturellen Evolution) führen zu jenen Verhaltensstörungen und Anpassungsschwierigkeiten, welche man heute in den Industriegesellschaften „seelische Krankheiten“ nennt. Wie Claude Lévi-Strauss in „Traurige Tropen“ so anschaulich schildert, haben diese Widersprüche durch die Erfindung der Schrift zugenommen: Es gab jetzt zwei Codes, einen körperlichen und einen kulturellen, die sich häufig widersprachen. Sesshaftigkeit, Vorratswirtschaft und Arbeitsteilung haben das Tempo der Kulturentwicklung enorm beschleunigt und die menschliche Anpassungsfähigkeit teilweise überfordert (Lévi-Strauss 1960).

Im zweiten Weltkrieg hat Anna Freud nachgewiesen, dass Kleinkinder im Bombenkrieg nur dann starke Ängste hatten, wenn sich auch ihre Mütter sehr fürchteten. E. R. Hagman zeigte, dass sich Kinder im Vorschulalter signifikant häufiger vor denselben Dingen fürchten wie ihre Mütter (z.B. Spinnen, Schlangen, Gewitter, Dunkelheit) (Hagman 1931; Richter 1963). Auf dem Weg der Identifizierung wird in einem unbewussten Lernvorgang für das Kind der Affekt der Eltern, mit dem diese über bestimmte Themen sprechen, zum natürlichen Merkmal des besprochenen Gegenstandes. Dabei ist gleichgültig, ob es sich um die Genitalien oder Ausscheidungen des Kindes, um andere Menschengruppen (etwa Juden, Chinesen) oder Institutionen (Schule, Polizei) handelt.

Das Kind beginnt sehr früh,

„mütterliche Gesten, Modulationen der mütterlichen Stimme und andere sichtbare und hörbare Manifestationen der Mutter wahrzunehmen, zu beantworten und zu imitieren. Wir können unterstellen, dass die bloße Imitation solcher effektiver Ausdrucksphänomene der Eltern das Kind in seinen eigenen Entäußerungsmustern so weit beeinflussen kann, dass es zur Induktion der gleichen affektiven Phänomene kommt.“ (Jacobsen 1964: 38)

Freud hat diesen Identifizierungsvorgang an einem archaischen Vorbild orientiert: der Einverleibung des Objekts (beispielsweise der Mutter) auf oral-kannibalische Weise, eine Auffassung, die von Karl Abraham und Melanie Klein weiterentwickelt worden ist (Freud 1916: 436f; Abraham 1979; Klein 1932). Dieses Vorstadium der Objektwahl spielt in der Deutung eine große Rolle, die Freud der Melancholie gibt: Der Kranke identifiziert sich mit dem verlorenen Objekt und regrediert auf die archaische Identifizierung durch Einverleibung. Das auf diese Weise introjierte Objekt beschreibt Freud personifizierend, wie später auch das Ich selbst. Es wird schlecht behandelt und gar im Selbstmord zu töten versucht.

Die Analyse der Melancholie und der manisch-depressiven Erkrankungen hat Freuds Ich-Psychologie noch in einer anderen Richtung wesentlich gefördert. Sie führte ihn zur Theorie des Über-Ich. Er leitet sie aus der Spaltbarkeit des Ich ab, das sich selbst zum Objekt machen kann, *„sich behandeln, wie andere Objekte, sich beobachten, kritisieren“* (Freud 1933: 64). Der zweite Ausgangspunkt ist die Übersteigerung dieser Spaltbarkeit bei den Geisteskrankheiten, die er mit einem Kristall vergleicht. Wenn er zerbricht, so geschieht es nicht willkürlich, sondern die Bruchlinie entspricht einer inneren Gliederung.

Die „gesprungene“ Struktur des Psychotikers lässt nun diese Grenzlinien im Ich deutlich hervor-

treten. Das Über-Ich macht sich in dem Gefühl bemerkbar, beobachtet, kontrolliert, kritisiert zu werden. Es kann sich in der Geisteskrankheit zum halluzinatorischen Hören jener Personen steigern, welche die Resultate ihrer Beobachtung verkünden.

„Wie wäre es, wenn diese Wahnsinnigen recht hätten, wenn bei uns allen eine solche beobachtende und strafandrohende Instanz im Ich vorhanden wäre, die sich bei ihnen nur scharf vom Ich gesondert hätte und irrtümlicherweise in die äußere Realität verschoben worden wäre?“ (ebd: 65)

Dem psychoanalytisch geschulten Leser wird auffallen, dass ich mich an Freuds >Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse< orientiere, die sonst wegen ihres populären Charakters weniger zitiert werden als >Das Ich und das Es<. Immerhin handelt es sich um die letzte systematische Zusammenfassung seiner Theorie, die Freud selbst noch fertiggestellt hat; er war einer der wenigen Autoren, die ihre Gedanken anschaulich machen konnten, ohne sie zu vereinfachen - eine Fähigkeit, die der Leser etwa bei H. Hartmann schmerzlich vermisst.

Die Trennung einer beobachtenden Instanz vom Ich führt Freud zu der Auffassung, dass neben der Selbstbeobachtung das „Richten und Strafen“ die Aufgabe dieses Über-Ich sei, und somit das Gewissen eine seiner Funktionen. Es läge nahe, nun zu sagen, dass es sich bei dieser beobachtenden, beurteilenden und strafenden Instanz um das Gewissen selbst handle. Freud ist vorsichtiger als viele Interpreten der Psychoanalyse, er hält daran fest, dass das Gewissen nur eine der Funktionen des Über-Ich ist, die Selbstbeobachtung hingegen eine andere (ebd.) Diese Theorie der Reflexion ist besonders dann interessant, wenn man die Entstehung des Über-Ich als jenen gruppendynamischen Prozess auffasst, um den es sich ja tatsächlich handelt. Sprachlich ist der Zusammenhang zwischen Gewissen und Bewusstsein sehr eng, im Englischen (*conscience*) wie im Deutschen. Hamlets Monolog: *„So makes conscience cowards of us all“* wurde zuerst mit *„So macht Gewissen“* und dann mit *„So macht Bewusstsein Feige aus uns allen“* übersetzt..

Das Über-Ich erinnert übrigens verblüffend an den - Freud wohl unbekannt - Terminus „Über-Uns“, den Johann Christian Heinroth (1773-1843) prägte. Als niedrigste psychische Funktionsebene sah Heinroth die Instinktkräfte an, deren Ziel Lust sei - das Freudsche Es -, als mittlere das Ich, das nach Sicherheit gegenüber der Außenwelt strebe (Realitätsprinzip im Gegensatz zum Lustprinzip), als höchste das Über-Uns, das er theologisch als Vertreter einer höheren, auf Nächstenliebe ausgerichteten Ordnung auffasste, welcher dem selbstsüchtigen Ich entgegen tritt (vgl. Schmidbauer 1971: 205; Alexander/Selesnick 1969).

Gerade am Vergleich mit Heinroths Konzeption wird deutlich, wie wenig die Formulierung einer Theorie besagt und wie viel von der konkreten Methode abhängt, mit deren Hilfe man das Material für diese Theorie sammelt und sie überprüft. Heinroths praktisches Vorgehen unterschied sich nicht sehr von dem eines Bußpredigers; er suchte seine Patienten zu überzeugen, dass sie ihre Sünden einsehen müssten, um wieder in den Stand der Gnade und damit in psychische Gesundheit zurückzukehren: Für Heinroth gehen alle psychischen Störungen aus dem Trieb zum Bösen hervor, während

„der Glaube bis in die tiefsten Wurzeln unserer irdischen Existenz dringt und uns festigt und stärkt. Solange er unseren Körper erfüllt, gibt er uns Schutz gegen alle geistigen Störungen und Versuchungen.“ (vgl. Kraepelin 1918)

Freud moralisierte nicht, sondern er wollte wissen, woher die neurotischen Symptome kommen und wie man sie auf wissenschaftlichem Weg beseitigen könne. Dass seine Ausdruckswei-

se angreifbar ist, weil sie lange Ketten von Lernprozessen und sozialen Interaktionen in bildhafte Kurzformeln zusammenfasst, hat er wohl gewusst.

Wie häufig in seinen Darstellungen, legt er diesen Einwand einem imaginären Gesprächspartner in den Mund:

„Jetzt (nach der Einführung des Über-Ich) bin ich darauf gefasst, dass Sie mich höhnisch fragen, ob unsere Ich-Psychologie überhaupt darauf hinausläuft, gebräuchliche Abstraktionen wörtlich zu nehmen und zu vergrößern, sie aus Begriffen in Dinge zu verwandeln, womit nicht viel gewonnen wäre.“ (Freud 1933: 66)

Freud antwortet auf diese Kritik mit zwei Einwänden: einmal, dass man in der Ich-Psychologie weniger neu entdecken als vielmehr Altbekanntes neu auffassen und anordnen müsse, zum zweiten, dass das Verständnis gerade der Melancholie und andererseits der Manie durch die Konzeption eines Über-Ich sehr gefördert werden könne. Im melancholischen Anfall, der depressiven Reaktion,

„wird [...] das Über-Ich überstreng, beschimpft, erniedrigt, misshandelt das arme Ich, lässt es die schwersten Strafen erwarten, macht ihm Vorwürfe wegen längst vergangener Handlungen, die zu ihrer Zeit leichtgenommen wurden, als hätte es das ganze Intervall über Anklagen gesammelt und nur seine gegenwärtige Erstarkung abgewartet, um mit ihnen hervorzutreten und auf Grund dieser Anklagen zu verurteilen.“ (ebd.)

Mit der ihm eigenen Ironie fügt Freud hinzu,

„es ist eine sehr merkwürdige Erfahrung, die Moralität, die uns angeblich von Gott verliehen und so tief eingepflanzt wurde, als periodisches Phänomen zu sehen. Denn nach einer gewissen Anzahl von Monaten ist der ganze moralische Spuk vorüber, die Kritik des Über-Ichs schweigt, das Ich ist rehabilitiert und genießt wieder alle Menschenrechte bis zum nächsten Anfall. Ja bei manchen Formen der Erkrankung findet in der Zwischenzeit etwas Gegenteiliges statt; das Ich befindet sich in einem seligen Rauschzustand, es triumphiert, als hätte das Über-Ich alle Kraft verloren oder wäre mit dem Ich zusammengefließen, und dieses frei gewordene, manische Ich gestattet sich wirklich hemmungslos die Befriedigung aller seiner Gelüste.“ (ebd.: 67)

Das kleine Kind hat kein Über-Ich. Dessen Rolle wird zunächst durch die elterlichen Einflüsse ausgefüllt, welche den Versuchen des Kindes, nach seinem Lustprinzip zu leben, Grenzen setzen. Solange die Realangst vor Liebesverlust oder Strafe das Kind beherrscht, ist das Über-Ich nicht vorhanden. Erst später bildet sich aus, was Freud, die „sekundäre Situation“ nennt. Das Über-Ich beobachtet, lenkt und bedroht das Kind nun genauso wie vormals die Eltern. Es hat „die Macht, die Leistung und selbst die Methoden der Elterninstanz“ übernommen, wobei es (ein für die Praxis sehr wesentlicher Gesichtspunkt, der allerdings auch Freuds Neigung beleuchtet, reale Elternfehler in der Erziehung gering einzuschätzen) „in einseitiger Auswahl nur die Härte und Strenge der Eltern, ihre verbietende und strafende Funktion aufgegriffen zu haben“ scheint (ebd.: 68).

Als Grundlage der Über-Ich-Entwicklung bzw. der Umwandlung der Elternbeziehung in das Über-Ich betrachtet Freud die Identifizierung, welche er als „Angleichung eines Ichs an ein fremdes“ bestimmt, in deren Folge dies erste Ich sich in bestimmten Hinsichten so benimmt wie das andere, es nachahmt, gewissermaßen in sich aufnimmt (ebd.: 69).

Die Identifizierung kann freilich nicht in ihrer Entstehung auf solche oral-kannibalischen Phantasien zurückgeführt werden, da sie - wie gezeigt wurde - einen Selektionsvorteil bietet und somit (wofür auch die Beobachtungsdaten an Kindern sprechen) mit großer Wahrscheinlichkeit

genetisch bedingt ist.

Aber die Einverleibungsphantasie mit ihrer archaischen Ambivalenz der Gewinnung und Zerstörung eines zugleich begehrten und gefürchteten Objekts spielt, wie das analytische Material bezeugt, eine große Rolle in der Verarbeitung der Identifizierung, mit deren mächtigem Einfluss das Ich offensichtlich häufig nicht ohne die Regression zu oralen Phantasien zurechtkommt.

Das spontane, beim Kind und teilweise noch beim Erwachsenen unreflektierte und häufig völlig unbewusste Streben nach Angleichung, welches die Identifizierung enthält, unterscheidet Freud ausdrücklich von der normalen, freundschaftlichen oder erotischen Beziehung zu anderen Menschen, der „Objektwahl“. Wenn ein Kind die Mutter als Objekt wählt, dann will es ihr nahe sein und sich mit ihr austauschen. Wenn es sich hingegen mit ihr identifiziert, dann will es so sein wie sie. Im zweiten Fall wird das Ich verändert, im ersten nimmt es nur eine bestimmte Orientierung ein.

Die klassische Psychoanalyse richtet ihre Arbeit darauf, das Über-Ich zu differenzieren, seine Struktur bewusst zu machen. Das geschieht in der Regression und in der Analyse der freien Einfälle zu Träumen und Übertragungsphantasien.

Die Analyse auf der Couch ist eine gute Methode für Personen mit einer relativ stabilen Struktur. Sie lässt sich auf einer soziologischen Ebene mit der Industriegesellschaft verbinden, in der Fleiß und Disziplin aufgebaut werden. Eine soziale Bindungsfähigkeit ist bei den "Übertragungsneurosen", die Freud allein für analysierbar hielt, einfach vorauszusetzen; ohne sie geht es nicht.

Eben diese Fähigkeit ist aber in einer inzwischen stark angewachsenen Gruppe von Störungen nicht gegeben, die Freud noch auf die "narzisstischen Neurosen" beschränkte.

Es gibt in der Konsumgesellschaft immer mehr Patienten, die schnelle, bequeme Lösungen suchen und die Versagungen einer Psychotherapie nicht verarbeiten können. Therapie, aber auch Pädagogik oder Supervision soll ein Event sein - schnell, intensiv, hoch wirksam. In dem sozialen Geschehen, das ich zusammen mit Harald Pühl als "Eventkultur" beschrieben habe, verliert das Über-Ich seine auf lange Sicht stabilisierende Qualität und seinen Einfluss auf die Lebensplanung. Große Teile einer inneren Orientierung werden an flüchtige soziale Ereignisse abgetreten. In seiner Konzeption und in seiner Nähe zu dem traditionellen Begriff des "Gewissens" ist das Über-Ich durchaus jenem inneren Sittengesetz verwandt, das in Kants berühmter Metapher so unverrückbar ist wie die Gestirne im Nachthimmel. Ich illustriere das an einigen Beispielen.

Vor einigen Jahren sprach ich mit einem jungen evangelischen Pfarrer. Er hatte eine halbe Stelle in der Gemeinde (die andere Hälfte gehörte seiner Ehefrau). Daher wollte er neben seiner Arbeit in der Kirche als Supervisor und Coach arbeiten. Er ließ sich von mir beraten, wie er sich in diesem für ihn neuen Aufgabenfeld bewegen sollte.

Gegenwärtig lagen ihm zwei Anfragen vor, die erste von einem Kindergarten, der eine Teamsupervision wollte, die zweite von dem Geschäftsführer einer kleinen Softwarefirma, der ein Coaching für seine Mitarbeiter suchte.

„Ich mache jetzt erst einmal den Kindergarten“, sagte mein Gesprächspartner. „Für das Coaching im Profit-Bereich bin ich noch nicht so weit, ich werde Bescheid geben, dass ich in drei Jahren gerne auf sein Angebot zurückkomme!“

Ich musste lachen. Er erkundigte sich, was denn daran komisch sein könne. *„Ihr Vertrauen, dass*

es diese Firma dann noch gibt!“ sagte ich.

Eine beruflich erfolgreiche Betriebswirtin, die wegen ihrer Beziehungsprobleme Hilfe suchte, erzählte mir von ihrer Hochzeit. Diese sei das Einzige gewesen, was sie in dieser Ehe nie bereut habe. Im Grunde habe sie nicht die Ehe geschlossen, um ihre Liebe zu besiegeln, sondern um endlich ihre Traumhochzeit feiern zu können. Sie habe eine mittelalterliche Burg ausgesucht, alle Gäste seien kostümiert gewesen, es gab eine Kutsche und ein Brautkleid mit langer Schleppe, einen Pfarrer, ein kleines Orchester, einen Polterabend mit Brautraub, kurz: alles was dazu gehörte.

Es sei ein tolles Fest gewesen, an das sie immer noch gerne zurückdenke. Eine solche Hochzeit musste sie einfach einmal im Leben haben, egal wie sich die Sache nachher entwickle. Das Zusammenleben hätte dann schon nach sechs Monaten nicht mehr funktioniert, wie gut, dass sie ihre Wohnung behalten habe und problemlos wieder ausziehen konnte.

Ein neues Automodell des XY-Konzerns soll vorgestellt werden. Die größte Halle des Landes wurde gemietet, seit fünf Tagen arbeiten hundert Catering-Kräfte fieberhaft. Ein namhafter Maler wurde engagiert, der für ein hohes Honorar eine riesige Leinwand bemalte. Dieses Bild ist ein Opfer an das neue Modell: Indem dieses die Leinwand durchbricht, zerstört es das Kunstwerk, gefeiert von einer speziell komponierten und von einem berühmten Orchester gespielten Musik. Mehrere tausend Gäste, Freunde des Konzerns, Presse- und Medienvertreter, Großkunden sind geladen. Das Ereignis kostet einige Millionen, ist in wenigen Stunden vorbei, „rechnet“ sich aber insofern, weil die Berichte über das Ereignis mehr Raum füllen, als die Hersteller-Firma für das gleiche Geld als Werbefläche kaufen könnte.

Michelangelo hat die Wände der Sixtina für einen der Ereignisträger seiner Zeit bemalt. Sein Werk hat sich bis heute erhalten und wird wahrscheinlich noch viele Jahrhunderte überdauern. Im Event-Zeitalter ist das undenkbar. Wir warten nicht mehr auf ein jüngstes Gericht am Ende der Geschichte. Jedes neue Modell sendet seine Vorgänger zur Hölle.

Anfang Mai 2006 wäre Sigmund Freud 150 Jahre alt geworden. Um diese Zeit sind die Medien voller Freud-Berichte, es gibt ungefähr zwanzig neue Biographien, „Spiegel“ und „Stern“ erscheinen mit fast identischen Titelbildern, in denen der bärtige, zigarrenbewehrte Forscher mit einer nackten Frau kombiniert wird. Jahrzehnte einer hässlichen Berichterstattung, die in denselben Medien Freud als überholt, unwissenschaftlich, therapeutisch veraltet darstellte, sind wie nie gewesen. Er wird als Pionier gerühmt, hat die Sexualität befreit, die Therapie revolutioniert, die Hirnforschung vorausgeahnt.

„Nach diesem Hype können Sie Freud für die nächsten Jahre vergessen“, erklärt der zuständige Redakteur einem freien Mitarbeiter, der zu diesem Jubiläum einen Artikel beigesteuert hat. „Da will niemand mehr etwas von ihm hören, so abgenudelt wie der ist!“

Literatur

- Abraham, K. (1979): Selected Papers on Psychoanalysis, 2 Bde., New York: Brunner/Mazel.
- Alexander, F./Selesnick, S. T. (1969): Geschichte der Psychiatrie. Ein kritischer Abriß der psychiatrischen Theorie und Praxis von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart, Konstanz: Diana-Verlag.
- Freud, S. (1895): Studien über Hysterie (Gesammelte Werke I), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1898): Studien über Hysterie (Gesammelte Werke I), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1916): Trauer und Melancholie (Gesammelte Werke X), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1923): Das Ich und das Es (Gesammelte Werke XIII), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1933): Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit (Gesammelte Werke XV), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1937): Die endliche und die unendliche Analyse (Gesammelte Werke XVI), Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Hagman, E. R. (1931): A Study of Fears in Preschool Age (unveröffentlichte Dissertation: University of Iowa).
- Hartmann, H. (1972): Die Entwicklung des Ich-Begriffs bei Freud, in: Ich-Psychologie - Studien zur psychoanalytischen Theorie, Stuttgart: Klett-Verlag, S. 261-287.
- Jacobsen, E. (1964): The Self and the Object World, New York: International Universities Press.
- Klein, M. (1932): Die Psychoanalyse des Kindes, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Kraepelin, E. (1918): Hundert Jahre Psychiatrie. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Gesittung, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 38, S. 112-115.
- Lévi-Strauss, C. (1960): Traurige Tropen, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Pühl, H./Schmidbauer, W. (Hrsg.) (2007): Eventkultur, Berlin: Leutner-Verlag.
- Richter, H. E. (1963): Eltern, Kind und Neurose. Psychoanalyse der kindlichen Rolle, Stuttgart: Klett-Verlag.
- Schmidbauer, W. (1971): Psychotherapie. Ihr Weg von der Magie zur Wissenschaft, München: Nymphenburger Verlag.
- Schmidbauer, W. (1998): Ich wusste nie, was mit Vater ist. Das Trauma des Krieges, Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.
- Schmidbauer, W. (2005): Vom Es zum Ich. Grundlagen einer psychoanalytischen Sozialpsychologie, Berlin: Leutner-Verlag.

Wandel gesellschaftlicher Über-Ich-Strukturen

Zusammenfassung:

Auf einer religionsgeschichtlichen Folie wird zunächst ein gesellschaftliches Über-Ich rekonstruiert, das (als Synthese aus christlich-jüdischem Gottesbild und dem griechischen Ödipus-Mythos) über mehr als zwei Jahrtausende das abendländische Denken geprägt hat. Die neuzeitliche Rede vom „Tod Gottes“ bildet vor diesem Hintergrund den Bezugspunkt der These, dass auch der Funktionsverlust des modernen Staates in dieser Traditionslinie verstanden werden kann. Mit dem Ende der Thron-und-Altar-Allianz verliert der Staat nicht zuletzt die Rolle des Garanten einer letztlich transzendental begründeten Gerechtigkeit, an deren Stelle sich die Hyper-Plausibilität des globalen Marktes setzt, das „Geld“. Eine andere gesellschaftliche „Über-Ich“-Struktur, ein Syndrom aus Todesverdrängung, Gesundheitswahn und Wellness-Boom wird als „Erben“ der Attribute des „Schöpfers“ und des „Richters“ gedeutet, die „Anfang und Ende“ des Menschen als Geschöpf im individuellen und gesellschaftlichen Bewusstsein wach hielten.

Seit der gute, alte "Herr-Gott" tot ist, macht es kaum noch Sinn, in seinem ehemaligen Herrschaftsgebiet von einem gesellschaftlichen Über-Ich im Singular zu sprechen. Vielmehr ginge es zunächst darum, Spuren und Erben des Verstorbenen in gegenwärtigen Facetten und Strukturen eines solchen kollektiven Über-Ichs zu identifizieren. Damit grenzt sich das Thema beiläufig auf den "westlichen" Denkhorizont ein, selbst wenn dieser im Zuge der Globalisierung durch religiös-weltanschaulicher Götter- und Weltbilder aus anderen Kulturen mehr und mehr durchlöchert wird.

Die Maximen postmodernen Denkens können zwar die Vielfalt und Heterogenität von Denkweisen begründen, nicht aber den gleichwohl ständig lauerten Versuch universalistischer Erklärungen. Insofern sind die folgenden Wahrnehmungen auf das "westliche Denken" begrenzt und beanspruchen selbst in dieser Eingrenzung nicht mehr zu sein als subjektive Wahrnehmung, die Auswahl der relevanten "Zeitzeichen" bestenfalls exemplarische Relevanz. Im Psycho-Jargon (auch der Supervisions-Szene) stelle ich also meine persönliche "innere Landkarte" vor, nicht mehr!

Die Zeitansage vom "Tod Gottes" knüpft indessen nicht bei Nietzsches Häme an, sondern bilanziert ein Zwischenfazit der (auch religiös-theologischen) Selbstaufklärung des gesellschaftlichen Bewusstseins seit Beginn der Neuzeit. Meine These besagt gleichwohl, dass gegenwärtige Facetten des gesellschaftlichen "Über-Ich" sich nicht ohne Rekurs auf den Tod des "Herr-Gotts" (1) adäquat verstehen lassen:

- das langsame Sterben von "Vater Staat" (2)
- zwei Erben des "Richters": "Schicksal" und Glücksspiel (3)
- die "Erben" des "Schöpfers": Gesundheitswahn, Wellness - Boom u. ä. als
- Indizien einer kollektiven Verdrängung des Todes (4).

1. "Gott" ist tot

Das gesellschaftliche "Über-Ich" des Abendlandes war bis in die Neuzeit von einem Gottesbild geprägt, dessen historische Wurzeln sich aus dem Zusammentreffen und der Verzahnung zweier machtvoller Traditionen verstehen lassen: des Gottesbildes des Alten Testaments und der Ödipus-Gestalt der griechischen Mythologie.

Der Ökonom und Theologe Franz Hinkelammert hat in seiner Studie "Der Glaube Abrahams und der Ödipus des Westens" (Hinkelammert 1981) die Auswirkungen dieser ideengeschichtlichen Synthese auf die abendländischen Bewusstseinsformen nachgezeichnet: Abraham, der "Vater des Glaubens- Gehorsams", ist bereit, seinen Sohn Isaak zu töten, weil es dies für das Gesetz bzw. den Willen Gottes hält.

Auch wenn F. Hinkelammert eine Möglichkeit andeutet, diese Ur-Szene der "Unterwerfung" anders zu deuten als der exegetische main-stream (nämlich als Primat des menschlichen Gewissens gegenüber jeglicher Autorität), so wird diese Gehorsamsforderung – nicht zuletzt im Zusammenspiel mit dem Ödipus-Mythos der griechischen Sage – im Gottesbild des Abendlandes ideologisch verankert. In der unheiligen Thron-und-Altar-Epoche wird sie von staatlichen und kirchlichen Autoritäten gleichermaßen in Anspruch genommen, mit dem Ziel der moralischen und politischen „Regierung“, konkreter: der religiösen und politischen Disziplinierung des Kirchenvolkes und der Staatsbürger.

Dass dieser "Vater-Gott" gestorben ist, hat nicht nur den größten Teil der Christenheit aufatmen lassen (mit Ausnahme vielleicht einer Minderheit von "Gläubigen", die lebenslange väterliche Autorität benötigen), sondern auch diejenigen Zeitgenossen, die von diesem gesellschaftlichen Über-Ich mitbetroffen waren, als Soldaten, Fabrikarbeiter, Patienten usw.

Die anthropomorphe Reduktion, die das Bild Gottes als eines "Vaters" darstellt, löste sich schrittweise auf, zunächst dadurch, dass ihm aufgeklärte Christen eine "Mutter Erde" gleichberechtigt an die Seite stellten, später noch radikaler, als im Zuge der Globalisierung andere Transzendenz-Vorstellungen in unseren Kulturkreis einfließen, z.B. die buddhistische „Compassion“-Idee (als Synonym der Transzendenz, des Göttlichen), die ja bereits augenfällig mehr "Ich-Anteile" beinhaltet als die "Vater"-Gott-Vorstellung.

2. Auch "Vater Staat" liegt in Agonie

Von der Entmythisierung des "Herr-Gotts", "der alles so herrlich regieret", ist nicht zuletzt der moderne Staat betroffen, sofern er ehemals seine Macht und Autorität (auch) mit göttlicher Legitimation zu zementieren versucht hatte. Zwei neuere Entwicklungen haben jedoch auch den guten, alten "Vater Staat" seiner früheren Autonomie und Machtfülle beraubt:

- die von der neoliberalen Ökonomie gesteuerte Globalisierung (2.1) sowie
- seine neue Rolle als "Juniorpartner" in der "Großen Koalition" mit der Weltmacht der multinationalen Konzerne ("Gouvernementalität") (2.2)

2.1 Globalisierung und Machtverlust des Nationalstaats

Im Zuge der vom neo-liberalen Kapitalismus gesteuerten Globalisierung

(Machtkonzentration der Großbanken und Konzerne, entfesselte Finanzmärkte, Expansion der digitalen Steuerungssysteme usw.) werden die früheren Machtbefugnisse des Nationalstaates schleichend und lautlos eingegrenzt. Seine Funktionen reduzieren sich auf die Bereiche Bildung und Sicherheit, sowie die Versorgung der Globalisierungsverlierer (Arme, Kranke Arbeitslose, Alte) auf einem immer niedrigeren Kostenniveau.

In der Logik dieser Dynamik gerät die ehemalige Funktion der Politik, die Macht der Ökonomie zu kontrollieren, in ihr Gegenteil: der Staat wird zum Handlanger der Wirtschaft, die ihn ständig damit bedrohen kann, Arbeitsplätze "einzusparen", zumeist in der Weise, dass sie in andere Ländern transferiert werden, die entweder ein niedrigeres Lohnniveau haben oder aber Unternehmen mit Subventionen locken. Die Staaten geraten dabei untereinander zu Konkurrenten, müssen, um wettbewerbsfähig zu bleiben, Steuern senken, Sozialausgaben soweit wie möglich reduzieren bzw. Soziallasten privatisieren.

Die weltweite Krise und der Zusammenbruch großer Banken und einzelner Staatshaushalte führten zu einer weiteren Konkurrenz der Staaten, aus denen zwei strukturell double-binds resultierten, die die Binnensolidarität der nationalen Gesellschaften und der Völkergemeinschaft nachhaltig belasten (werden):

- die Staaten stehen vor der Alternative die selbstverschuldet in Konkurs geratenen Banken mit Steuergeldern zu sanieren, um den drohenden Kollaps der Weltwirtschaft abzuwenden. Dabei entstehen massive Konflikte mit den eigenen Steuerzahlern, die die Autorität und Akzeptanz der Regierungen langfristig aushöhlen:
- im Verhältnis zwischen "Retter"- und Schuldnerstaaten entsteht eine Situation, wie sie an der Beziehung zwischen Griechenland und Deutschland besonders anschaulich wurde: das bankrotte Griechenland ist nicht nur auf die Finanzhilfe angewiesen, sondern muss zähneknirschend Spardiktate akzeptieren: die ausweglose Alternative zeitigt jedenfalls heftige emotionale Trübungen des Verhältnisses zwischen beiden Völkern.

2.2 Anonymisierung staatlicher Macht und strukturelles double-bind

Den skizzierten zwischenstaatlichen Dilemmata entsprechen im Binnenraum der nationalen Gesellschaften vergleichbare double-bind-Strukturen.

2.2.1 *Gouvernementalität: Regieren und sich regieren lassen*

Neben der Rolle des Handlangers der Ökonomie gerät der Staat gleichzeitig in die des Juniorpartners in einer "Großen Koalition" der Regierung ("Gouvernement"; s.u.), die in dieser spezifischen Konstellation vor allem in Gestalt von "Versorgung" und "Gleichschaltung" wirksam wird, d.h. der Zurichtung der Bürger zu "Kunden" und Konsumenten von Entertainment aller Art ("Brot und Spiele"). Dabei kommt der allgegenwärtigen Unterhaltung, die in den Medien längst die Funktionen der Information und Meinungsbildung quantitativ überrollt hat, zentrale Bedeutung zu. Das inflationäre Entertainment dient der Ablenkung und Betäubung, von den zahllosen Fernsehshows bis zum gigantischen Fußball-Zirkus. Dessen Mega-Klubs haben inzwischen das Erbe der ehemaligen Integrations-Funktion der Kirchen angetreten: das Geschäft mit

dem Grundbedürfnis nach Zugehörigkeit und kollektiver Idol-Verehrung macht Milliarden-Umsätze.

Der französische Philosoph Michel Foucault hat dieses Syndrom aus Herrschaftstechniken und Gehorsamsmentalität semantisch kreativ auf den Begriff "Gouvernementalität" gebracht: die "Verzahnung" eines bestimmten Typus von ökonomisch-politischer Macht und der ihr korrespondierenden Bereitschaft, sich ihr – betäubt und ohne Schmerzempfinden – zu unterwerfen (vgl. Steinkamp 2013).

2.2.2 Gesellschaftliche Auswirkungen: Spardiktate und Anpassungsdruck

Dem Alltagsbewusstsein stellen sich die Folgeprobleme des neuerlichen Qualitätssprungs unkontrollierbarer Finanzmärkte einerseits und staatlicher Zwangslagen ("Rettungsschirme") andererseits als durchaus folgerichtig dar: als Spardiktate für die öffentlichen Haushalte, die immer neue Milliarden für immer gigantischere "Rettungsschirme" in ihren Staatshaushalten einsparen müssen:

"Obwohl die Krise durch das marktwirtschaftliche Agieren der Banken ausgelöst wurde, sucht man ihre Folgen zu bekämpfen, indem man den Sozialstaat stützt und die Ausgaben der öffentlichen Hand beschneidet." (Crouch 2011: 12)

Gleichzeitig verstärkt sich der Druck weltweit agierender Großkonzerne auf die nationalen Regierungen, konkretisiert in der Drohung Arbeitsplätze zu vernichten. Dieser Druck schlägt bis in den Alltag der Bevölkerung durch und löst diffuse Ängste um die noch vorhandenen Arbeitsplätze und Sparkonten aus. Diese Ängste führen – soweit sie sich nicht in öffentlichen Protesten und Gewalt entladen – zu latenter Anpassungsbereitschaft, ggf. zu Lohnverzicht und rastloser Investition in persönliche Wettbewerbsfähigkeit.

Die TINA-Doktrin ("There Is No Alternative") entwickelt eine erdrückende Plausibilität, die sich in die Denk- und Erlebensformen einkerbt und zu einer Art strukturellem double-bind führt: der einzelne und die Gesellschaft als Ganze haben keine wirkliche Wahl mehr, entweder kämpfen sie sozialpolitisch bzw. gewerkschaftlich um Grundrechte (z.B. auf einen Arbeitsplatz, von dem sie leben können) oder sie riskieren genau diesen zu verlieren. Wut und Ohnmacht, die aus dem Erleben dieses double-bind resultieren, werden noch dadurch gesteigert, dass man sie an keine Instanz, geschweige denn an konkrete Personen adressieren kann, seit Staat und Ökonomie ihren Geheimbund geschlossen haben.

Der neo-liberale Kapitalismus und seine totalitäre Ideologie der Alternativlosigkeit haben dazu geführt, dass "Geld" zum ubiquitären letztinstanzlichen Bewertungsmaßstab wird. Gerechtigkeit, einst vom souveränen Nationalstaat garantiert, lässt sich, das wird jetzt offenkundig, ohne Bezug auf Transzendenz nicht mehr begründen. Selbst im existentiellen Ausnahmezustand, wenn der Staat nicht mehr in der Lage ist, das elementare Recht auf ein menschenwürdiges Leben zu garantieren, blieb Menschen früher der Trost eines "Richters", einer transzendenten Gerechtigkeit ("am Ende der Tage"), auch wenn Zyniker ihn als "billigen Trost" belächelten. Eine Instanz, an die man in dieser ausweglosen Situation appellieren könnte, gibt es nicht mehr.

3. Schicksal und Glücksspiel – die Erben des "Richters"

Unversehens entsteht in dieser Situation für viele Menschen eine neue Perspektive der drohenden Ohnmacht und Depression zu entkommen: statt sich in sein Schicksal zu ergeben, entscheidet (meistens) "ES" sich, es zu vergöttern. Unter der Hand feiern Moiren und Fortuna, längst tot geglaubte Schicksalsgöttinnen, eine unverhoffte Wiedergeburt, besetzen die Leerstelle der entthronten Gerechtigkeit, die für die jüdisch-christliche Tradition ein anderes Wort für Gott war.

Dem Lebensgefühl der Ohnmacht des Verlierers, die das strukturelle double-bind erzeugt, meint man, wenn überhaupt, durch einen Lotto-Gewinn entkommen zu können. Dass er statistisch unwahrscheinlich bleibt, hindert Menschen nicht immer wieder Lotto zu spielen, notfalls den ersehnten Gewinn vorerst durch Surrogate ("Wer wird Millionär?") zu ersetzen oder via Identifikation mit "Glückskindern" an deren Erfolg Anteil zu haben: Fußballstars, Miss-Sowieso-Gewinnerinnen, Hit-Listen-Anführer u. ä. eignen sich immer neu dazu. Eine bedürfnissensible Werbe-Industrie vermarktet die Lotto-Glücks-Sehnsucht auf allen Kanälen: "Schnäppchen" treten flächendeckend an die Stelle von Normalpreisen, im Internet wird jedem Teilnehmer mehrmals pro Woche zum "Gewinn" einer Luxuskarosse gratuliert, bevor er merkt, dass er lediglich zu einem weiteren Glücksspiel eingeladen wurde.

Das Lotto-Motiv wird zu einem geheimen Lebenskonzept, das man sich anhand realer Lebens- und Familiengeschichten vor Augen führen kann. Von den Hunderttausenden, die der 18-jährige Fußball-Star bereits pro Jahr verdient, bevor sein Marktwert demnächst eine zweistellige Millionen-Höhe erreichen wird, können mehrere Familien auf Jahre hin leben. Wo für ärmere Familien früher das Abitur eines Kindes das Ende des Darbens verhielt, ist heute ein Platz ihres Sohnes in den Internaten der Nachwuchs-Kaderschmieden von Borussia Dortmund oder Schalke 04 Inbegriff des familiären Lebensraums.

Vielleicht ist diese Lotto-Ähnlichkeit der Grund dafür, dass der Volkszorn sich eher auf die astronomischen Gehälter von Top-Managern und Steuerbetrüggern richtet als auf die Gagen von Fußballstars und Schlager-Sternchen.

4. Die Erben des "Schöpfers": Lebensverlängerung und Wellness als neues Über-Ich

Mit dem Tod des "Schöpfers" mussten die Menschen im "Westen" auch eine Hoffnung begraben, die Generationen von Gläubigen ihr diesseitiges Lebensschicksal gelassener hinnehmen ließ: dass es noch ein anderes, jenseitiges Leben geben könnte. Neben einer kleinen Minderheit, die diese Hoffnung nicht aufgeben mag und ihr in anderen Religionen neue Nahrung sucht ("Seelenwanderung", Reinkarnation, u. ä.), ziehen immer mehr Menschen aus dem Verschwinden des "Schöpfungs"- Gedankens, der ja auch das Ende des Lebens als "gottgegeben" einschloss, eine andere Konsequenz. Wenn es denn nur dieses eine Leben gibt, dann muss man es so lange wie möglich hüten und zu erhalten versuchen.

Unser so genanntes "Gesundheitswesen", in dem die Palliativ-Medizin eine immer wichtigere Rolle spielt und an dessen Rändern sich die Hospizbewegung angesiedelt hat, kann man, bei Tageslicht besehen, nicht wirklich ein *Gesundheitswesen* nennen. Dabei muss man zunächst nicht einmal an den unheilvollen Einfluss der Pharma- und, jedenfalls, den mainstream der Le-

bensmittelindustrie denken, die an allem Möglichen, nur nicht an der Gesundheit unserer Bevölkerung interessiert sind.

Dieses Gesundheitssystem scheint mir viel gravierender von einer "Krankheit zum Tode", infiziert, die S. Kirkegaard als „Verzweiflung“ gekennzeichnet hat, als *"eine Krankheit im Geist, im Selbst"* (d.h. im Bewusstsein). Als solche könne sie *"ein Dreifaches sein: dass der menschliche Geist in der Verzweiflung sich nicht bewusst ist, ein Selbst zu haben (uneigentliche Verzweiflung), dass er verzweifelt nicht er selbst sein will, dass er verzweifelt er selbst sein will"* (Kierkegaard, 1959). Anders: die eigentliche Verzweiflung besteht darin, dass der heutige Mensch nicht *"er selbst"*, d.h. sterblich sein will (ebd. 11).

Das durch ständige Ausdifferenzierung überkomplex geratene System der "Apparate-Medizin", dessen Eigendynamik zu immer neuen Kostenexplosionen auf der einen und zu einer zynischen Drei-Klassen-Medizin (privat Versicherte, Kassenpatienten und Alte) auf der anderen Seite führen, befördert auf jeden Fall das Vergessen, dass jede Krankheit eine (wenn auch nicht tödliche, aber dennoch) "Krankheit zum Tode" ist, d.h. ein Hinweis auf unsere Endlichkeit.

H. E. Richter hat die quasi-religiösen Verheißungen des Giganten "Medizin" als "Gotteskomplex" gekennzeichnet: als den Wahn, dass wir langfristig auch den Tod in den Griff bekommen werden. In dieser Situation beobachten wir seit geraumer Zeit die Entwicklung eines ebenso ausufernden Parallel-("Gesundheits-")Marktes, dessen Angebots-Palette von seriösen Formen alternativer Heilverfahren bis zur Wellnessindustrie, zum Anti-Aging-Boom usw. reicht. Dieser Markt bedient den allzu menschlichen Wunsch dem Tod zu entkommen, zumindest ihn hinauszuzögern.

Zwischen beiden 'Gesundheits'- Systemen sind längst die bekannten Glaubenskriege entbrannt (*"Wenn man dran glaubt"*), bis in Familien und Freundeskreise (*"Müslis"* gegen *"Big-Mac-Fans"*) hinein. Gemeinsam ist ihnen jedenfalls: sie haben ihre Patienten/Kunden lautlos und unmerklich ihrer Autonomie entwöhnt, dabei tatkräftig unterstützt von einer allmächtigen Pharma-Industrie, die an der "Lebens"-Qualität ihrer Kunden ebenso wenig interessiert ist wie an seiner Selbstbestimmung.

Gesellschaftlich und ethisch gleichermaßen paradox: die Kompetenz autonomer Subjekte wird gegen Ende ihres Lebens zum Kriterium selbstbestimmten Sterbens (d.h. auch: zum Kriterium erlaubter bzw. mit Strafe bedrohter) Sterbe-Hilfe). Diese darf, so der aktuelle Diskussionsstand der Großen Koalition, weder "organisierte Selbsttötungshilfe" sein, noch "gewerbsmäßige". Beide sind durch ein fundamentales Misstrauen begründet, ob Menschen eine verantwortete Entscheidung über das Ende ihres Lebens treffen können.

Eine andere Paradoxie ist mindestens ebenso bemerkenswert: so wie die "Gezeichneten" (so nennt Max Frisch diejenigen, die ihren nahenden Tod spüren und von ihrer Umwelt so wahrgenommen werden) den "Sterblichen" (also uns allen) dazu dienen können, unsere eigene Sterblichkeit projektiv abzuwehren, so kann der Blick auf Demenzkranke und Morbide, denen wir immer weniger Subjekt-Kompetenz zugestehen, den Zeitpunkt ihres Todes zu bestimmen, unseren Blick dafür trüben, wie uns unsere eigene Autonomie durch die allgegenwärtige Verblödung und Betäubung schleichend abhanden kommt.

5. Abschließende Bemerkungen

Sich immer wieder einmal des Wandels gesellschaftlicher Über-Ich-Strukturen zu vergewissern, könnte für die Alltagspraxis von Supervision unter mehreren Aspekten sinnvoll und notwendig sein, und zwar

- was die Interdependenz von individuellem und gesellschaftlichem Über-Ich betrifft
- zur Vergewisserung der eigenen Wahrnehmungen von jenen Veränderungen
- als Gegenstand intersubjektiver Vergewisserung im Kolleg(innen)kreis und Berufsverband.

5.1 Interdependenz von Tatsachen- und Totalitätsempirie

Wie an den vorangegangenen Darlegungen immer wieder deutlich wurde, besteht ein offenkundiger Zusammenhang zwischen individuellem und gesellschaftlichem Über-Ich. Ob dieser als dialektisch zu deuten ist oder, im Sinn von W. Bonß' komplementärer Bestimmung des Verhältnisses von Tatsachen- und Totalitätserfahrung (Bonß 1982: 9ff), kann hier offen bleiben. Für die Praxis der Supervision, die den Anspruch hat, den institutionellen und ggfs. auch gesellschaftlichen Kontext der jeweiligen Beratung im Blick zu haben, erscheint dies dann besonders fruchtbar, wenn – wie in unserem Fall – ein Theorie-Konstrukt aus dem Bereich der Individual- bzw. Sozialpsychologie analog für makro-soziologische Analysen verwendet wird.

5.2 Meine subjektive Sicht und Denkweise als Theologe

Das Vorhaben, gesellschaftliche bzw. sozio-historische Prozesse unter einem bestimmten Focus („Über-Ich“) wahrzunehmen und zu deuten, wird dann nochmals komplizierter (weil vieldeutiger), wenn weitere fachsprachliche Kategorien ins Spiel kommen. Mein Versuch, das psychoanalytische Konstrukt „Über-Ich“ mit Begriffen und Bildern meiner akademischen „Muttersprache“ (Theologie/Religionssoziologie) in Beziehung zu bringen, ist ein anschauliches Beispiel für die Verständigungsprobleme, die daraus zusätzlich entstehen können. Der zentralen Bedeutung des Elternteils „Vater“ in psychoanalytischen, pädagogischen u.ä. Verstehens-Prozessen und der Analyse konkreter Interaktionsformen korrespondiert die Bedeutung des „Vater“-Imagos in individuellen religiöser Biographien und ihre Interdependenz mit Kirchen- und Weltbildern, die vom „Vater-Gott“ geprägt sind.

5.3 Intersubjektive Vergewisserung als Erkenntnisweg

Statt diese Komplexität als Dilemma einer babylonischen Sprachverwirrung zu beklagen, kann man darin auch eine Möglichkeit sehen, solche vieldeutigen Phänomene tiefer zu verstehen. Wie wir z.B. in peer-Supervision und kollegialer Beratung anhand von Fall-Vignetten oder Prozesssequenzen Realität differenzierter zu verstehen lernen, scheint mir ein gutes Beispiel für den Prozess der inter-subjektiver („Wahrheits“-)Erkenntnis zu sein. Sie braucht den Vergleich mit Ansprüchen so genannter „objektiver Wahrheit“ (empirischer Forschung) nicht zu scheuen.

Die Supervisions-Kultur erscheint mir, was das betrifft, mehr Zukunftschancen zu haben als die Universität, wo die ehernen Rivalitäten und Rechthabereien, wessen Erkenntnisse mehr Geltung beanspruchen können, immer noch wie zementiert anmuten. Aber vielleicht geht ja auch in dieser Hinsicht ein geräuschloser Wandel eines kollektive „Über-Ich“ über die Bühne, auf der wir derzeit spielen, als Akteure oder Statisten.

Literatur

- Bonß, W. (1982): Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hinkelammert, F. (1989): Der Glaube Abrahams und der Ödipus des Westens, Münster: edition liberación.
- Crouch, C. (2011): Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kierkegaard, S. (1959): Die Krankheit zum Tode Furcht und Zittern, Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Roll, E. (2014): Frei von Sünde. Glutenfrei, laktosefrei, fruktosefrei: Das sind heutzutage Heilsversprechen. Dahinter steckt keine Ess-, sondern eine Kulturstörung. Über die Intoleranz im doppelten Sinne, in: SZ Nr. 8, S. 2.
- Steinkamp, H. (2013): In der ideologischen Falle – Supervision und das „unternehmerische Selbst“, in: FoRuM Supervision 41, S. 73-81.

„... das Rätsel des Übergangs von der phantasierten zur realen Tat.“*

Extremfälle – auch für die Supervision – aus Psychiatrie und/oder Gefängnis

Zusammenfassung:

Ich versuche in diesem Artikel einen Fall, der in der Literatur und in den Medien große Wellen schlug, aufzubereiten und einige Ideen für Erklärungen und Hintergründe dieser Tat aus der vorhandenen Literatur abzuleiten und Ideen aus der modernen Psychoanalyse hinzuzufügen. Tilman Moser hat im Jahr 1971 die Wiederveröffentlichung der beiden Schriften vorgenommen und kommentiert: Theodor Reik: „*Geständniszwang und Strafbedürfnis: Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie*“ (1925) und Franz Alexander und Hugo Straub: „*Der Verbrecher und seine Richter: Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen*“ (1929): sie seien, so sagt Moser in dem Nachwort, keine „*Offenbarungstexte der psychoanalytischen Kriminologie*“ (Moser 1971: 430) seien, sondern erste geniale Entwürfe und frühe Verallgemeinerungen, die sich auf eine geringe empirische Basis berufen könnten.

Die in diesem – damals wegweisenden - Band zusammen getragene Literatur, der für einen Kurs des Lehrinstituts der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung bestimmt war, basiert auf der „alten Psychoanalyse“ – so möchte ich sie einmal nennen, um sie von theoretischen Überlegungen der „neuen Psychoanalyse“, auf die ich später eingehen werde, abzugrenzen. Diese „alte Psychoanalyse“ stellt den ödipalen Konflikt und damit die Über-Ich-Ausbildung in den Mittelpunkt aller Probleme und persönlichen Belastungen. Theodor Reik (Freud zitierend) geht davon aus, dass das Über-Ich sich im Anschluss an die primäre Identifizierung des Kindes mit dem Vater bildet, was Tilman Moser in seinem Nachwort als „*generöse Selbstüberschätzung des Vaters bei der Gewissensbildung des Kindes*“ bezeichnet:

„Von der Mutter, die den ganzen Tag über mit dem Kind zusammen war, ist kaum die Rede. Dann aber erscheint abends der Vater auf der Familienszene und das Über-Ich fängt an zu sprießen.“ (ebd.)

Ähnliches gelte für die zentral hervor gehobenen Konflikte, die das (männliche) Kind zu bewältigen habe, nämlich die daraus entstehenden Tendenzen: „Vatermord und Mutterzest.“ (ebd.)

Wir müssen darauf hinweisen, dass zwischen den Schriften von Reik und Alexander/Staub auf der einen Seite und dem Vorwort von Tilman Moser dazu auf der anderen Seite ca 40 Jahre liegen, ähnlich viel wie zwischen den theoretischen Spitzen, die Tilman Moser verteilt, und heute weitere mehr als 40 Jahre liegen. Inzwischen sind wir in der modernen Psychoanalyse wo ganz anders angekommen und die ödipalen Konfliktgeschichte und die kriminologischen Überlegungen, die Freud mit der ödipalen Konfliktgeschichte verbunden hat, sind in den Hintergrund gerückt.

(*Tilman Moser im Nachwort Alexander und Staub 1971)

1. Der Fall:

Doch fangen wir mit dem Fall an. Es handelt sich um Magnus Gäfgen, geboren 1975, der im Jahr 2003 rechtskräftig als Entführer und Mörder des 11jährigen Bankier Sohnes Jakob von Metzler zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt wurde.

Gäfgen hat eine normale Biographie: Er macht 1995 das Abitur, arbeitet als Jugendbetreuer in einer katholischen Kirchengemeinde und absolviert seinen Zivildienst in der Altenpflege, er studiert Jura ab 1996 und findet den Anschluss an Kinder reicher Eltern, die in einer für ihn faszinierenden Welt leben.

„Ein Fingerschnipsen genügt und der Kellner bringt Champagner, man pendelt zwischen Kitzbühel im Winter und Ibiza im Sommer, man trägt noble Klamotten, fährt schnelle Autos und umgibt sich mit attraktiven, coolen, selbstbewussten Frauen.“ (Eisenberg 2006: 61)

Im Kontakt mit den Kindern reicher Familien erlebt Gäfgen, so Eisenberg, die Diskrepanz zu seiner eigenen Herkunft und Lebenslage, worauf hin er sich eine soziale Maske zulegt und eine Lügenidentität entwickelt. Er lernt ein junges Mädchen kennen, dem er imponieren möchte. Vor Gericht hört sich das so an: *„Sie war sehr ehrgeizig, egoistisch, selbstbewusst, extrovertiert“* (ebd.) und er habe dann beschlossen, um an Geld für seine Lebenslügen zu kommen, den 11jährigen Jakob zu entführen und Geld zu erpressen. Selbstverständlich geht er davon aus, dass er seine Tat so planen wird, dass niemand ihm auf die Spuren kommen wird, aber die Erpressung läuft aus dem Ruder und er erstickt das Kind in seiner Wohnung, packt es in den Kofferraum seines Autos, fährt bei den Eltern vorbei und holt das Lösegeld am vereinbarten Treffpunkt. Die Polizei beobachtet ihn, um zu erfahren, wo das Kind sein könnte und stellt fest, dass er sich nicht um das Opfer kümmert, sondern dass er statt dessen ein sehr teures Auto kauft und einen Urlaubsflug bucht: die Polizei nimmt ihn im September 2002 im Parkhaus des Frankfurter Flughafens fest.

Zu diesem Zeitpunkt weiß noch keiner, auch die Polizei nicht, dass das Kind bereits tot ist und in einem See in einer abgelegenen Gegend versteckt wurde. Die Verhöre der Polizei geraten ihrerseits aber auch aus dem Ruder: die Geschichte ist bekannt, spätestens durch die Fortsetzungen bis heute. Da man noch glaubt, das Kind lebend zu finden zu können und Gäfgen überhaupt keine Anstalten machte, etwas darüber zu sagen, droht der Polizeivizepräsident ihm Gewalt an. Gäfgen gesteht, man findet das Kind und im Juli 2003 wird Gäfgen zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt, wobei die besondere Schwere der Schuld festgestellt wurde, was bedeutet, dass er nach 15 Jahren nicht freigelassen werden kann.

Gäfgen verhandelt weiter, er verlangt eine Revision vor dem Bundesgerichtshof, die im Jahr 2004 verworfen wurde. Der erste Versuch, eine Entschädigung für die angedrohte Folter zu bekommen, schlug fehl, aber Gäfgen legte 2005 Beschwerde beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein, um eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu erreichen. Dies gelang ihm zunächst nicht, allerdings urteilte der Gerichtshof, dass Gäfgen Opfer einer Verletzung im Artikel 3 des EMRK (Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte): Verbot der Folter und unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung. Nach Verletzung dieses Artikels stehe ihm ein Schmerzensgeld zu. Die Vernehmungsmethode wird als Verstoß gegen diesen Artikel anerkannt, die beiden Polizisten seien aber strafrechtlich verfolgt worden und das durch die Metho-

de erlangte Geständnis sei im Strafverfahren nicht gegen Gäfgen verwendet worden und so habe er seinen Opferstatus inzwischen verloren.

Die Verurteilung stützt sich auf ein späteres Geständnis des Mörders, das Gäfgen geleistet hatte, nachdem er zugesichert bekam, dass alle früheren Aussagen nicht gegen ihn verwendet werden dürfen. Außerdem hatte er zugegeben, dass er das Geständnis freiwillig aus Reue und um die Verantwortung für das Verbrechen zu übernehmen gegeben habe. Nachdem der erste Vorstoß abgelehnt war, reicht Gäfgen ihn noch einmal beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein, der 2010 die Entscheidung revidierte: Die Drohung gegen Gäfgen sei keine Folter gewesen, aber dennoch eine unmenschliche Behandlung. Und die beteiligten Polizeibeamten wären nur zu einer geringen Geldstrafe verurteilt worden. Gäfgen erzielt einen teilweisen Erfolg, aber sein Hauptziel erreicht er nicht, denn die Wiederaufnahme des Strafverfahrens wurde abgelehnt.

Im Jahr 2011 spricht das Landgericht Gäfgen eine Entschädigung von 3.000 Euro zu, jedoch kein Schmerzensgeld.

Gäfgen hat inzwischen nicht nur Insolvenz angemeldet, sondern auch sein juristisches Staatsexamen abgelegt und eine Stiftung „zur Unterstützung von Kindern, die Opfer einer Straftat wurden“ gegründet. Diese Stiftung wird von der zuständigen Aufsichtsbehörde der ADD abgelehnt, da die Stiftungsgründung gegen die guten Sitten verstoße. In den neu eingereichten Unterlagen taucht Gäfgen dann nicht mehr als Namensgeber auf, die geplante Satzung nimmt keinen Bezug auf ihn und er würde die Stiftung nicht nach Außen vertreten, so dass gegen diese Stiftung schlussendlich dann doch keine rechtlichen Bedenken mehr bestehen. Das Projekt wird aber - nach Presseberichten - nicht weiter verfolgt.

2. „Die Gesellschaft bekommt die Verbrecher, die sie verdient“: Lacassagne

Im Folgenden orientiere ich mich an einem Artikel von Götz Eisenberg: „*Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?*“ (ebd.: 59ff), von dem auch der Verweis auf Lacassagne (franz. Kriminologe 1843-1927) stammt. Eisenberg verfolgt in seinem Artikel eine stringent soziologische Spur dieser Straftat.

Gäfgen wurde schuldig gesprochen, ohne dass ihm ein krankheitsbedingtes, milderndes Argument zugestanden wurde: es wurde kein Wahn festgestellt und keine Persönlichkeitsstörung mildert diese Schuldfähigkeit. Solche Menschen werden gerne so dargestellt: es sind erbarmungslose Gräueltaten, es handelt sich um gefühllose Täter und um gedemütigte, völlig verstörte, zerstörte Opfer.

Die Täter solcher Taten lösen immer wieder das gleiche Staunen aus: sie sind angepasst, unauffällig, „ganz normal“: die Umwelt hat nichts Merkwürdiges festgestellt, die Psychiater finden keine gravierenden psychischen Störungen, aber die emotionale Abstinenz, das Fehlen jedes Gefühl für das leidende Opfer ist auffallend. Bei den meisten dieser Menschen wird Schuldfähigkeit konstatiert, gleichzeitig aber auch ein emotionaler Defekt, ein Mangel an Mitgefühl und ein Mangel an Empathie, der aber nicht als Krankheit interpretiert werden darf. Darauf komme ich im Kapitel 3 zu sprechen.

Die eher soziologischen Überlegungen, die Eisenberg in diesem Artikel anstrengt und zusam-

men stellt, ziehen sich an etwa folgender Argumentationslinie entlang: Wenn diese Delikte nicht im Kontext psychologisch-psychiatrischer Deutungsmuster interpretierbar sind, dann sind sie mit Hilfe der so genannten „Ding-Psychologie“ (Anders 1980) zu beschreiben, die aus der Soziologie kommt. Günther Anders findet Niederschläge gesellschaftlicher Entwicklungen über den Weg der Verinnerlichung in der Psyche: die Gesellschaft bemächtigt sich des Menschen „umweglos“ und scheint sich – am Beispiel von Gäfgen - „als psychische Frigidität und Indifferenz zu reproduzieren.“ (Eisenberg 2006: 60).

In diesen Taten, so wird Sigusch (1977) zitiert, werde der gewaltsame und menschenfeindliche Charakter von Gesellschaften und ihre Markt- und Kapitallogik deutlich. Die Täter sind krank, aber sie sind nicht kränker als die Gesellschaft, in der sie leben. Die zeitgenössischen psychiatrischen Krankheitsbilder - und darauf werde ich im nächsten Kapitel etwas ausführlicher zu sprechen kommen - sprechen nicht mehr von tragischen Tribschicksalen und von schweren Kindheiten, die zu ungelösten Konflikten führen, sie sind auch nicht Psychosen, sondern sie sind „Soziosen“ wie Hans Kilian das bezeichnet und es wird auf die Störung des gesellschaftlichen Ganzen verwiesen.

- Es gibt Tendenzen in der Gesellschaft, die darin bestehen, Hindernisse, die dem eigenen Fortkommen im Weg stehen, aus dem Weg zu räumen, Beisshemmnungen abzulegen und ein massives Durchsetzungsvermögen zu entwickeln.
- Die gesellschaftliche Suggestion eines ungeheuren Reichtums und einer Kultur des Gewinnens führt zu einer drängenden Haltung des Bekommen-Müssens. Gleichzeitig entsteht dadurch eine permanente Frustration, weil das große Ziel, der große Gewinn, der große Luxus in der Regel doch nicht zu erreichen ist. Die Frustration entsteht aus der Einladung in eine luxuriöse Welt, die gleichzeitig den Zutritt verwehrt.
- Eisenberg zitiert Horkheimer und Adorno und mit ihnen die „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer/Adorno 1971): Aus der ökonomisch-instrumenteller Rationalität und der dazu gehörigen Vernunft einer utilitaristischen Moral gibt es kein grundsätzliches Argument gegen den Mord. Der moderne Mensch aber – ich referiere immer noch Eisenberg – braucht keine Moral, sondern ein Ethikmodul, das ihn über die Spielregeln informiert, die ihn an strafrechtlichen Verfolgungen vorbei leiten könnte. Wer nach moralischen Grundsätzen handelt, macht sich zu einem „Idiot der Ehrlichkeit“, der Standortnachteile für das persönliche Leben in Kauf nehmen muss.
- Der „Kältestrom“, wie Ernst Bloch es nennt, fließt durch alle Schichten der Gesellschaft, frisst sozial-moralische Bestände auf und dringt in das Innere des Menschen vor, das somit zu einer „Glitzerlandschaft eingefrorener Gefühle und psychischer Prozesse“ wird. Die bürgerliche Kälte, die sich als universale Kultur durchzusetzen scheint, schafft nicht nur das Mitleid ab, sondern fördert auch die von der Wirtschaft propagierte Flexibilität des Menschen.
- Adorno beschreibt 1955 es so (zitiert nach Eisenberg 2006: 62): „Die vorbürgerliche Welt kennt Psychologie noch nicht, die total Vergesellschaftete nicht mehr“. Psychologie lebe davon, so Adorno, dass die Vergesellschaftung im Individuum ihre Grenzen erfährt und einen Bereich des Inneren ausspart, der einer anderen, einer fühlenden Logik durchaus folgen kann. Die große Gefahr besteht darin, dass die Menschen sich nur noch damit am Leben erhalten können, dass sie sich als Individuen aufgeben oder sich gar nicht mehr als solche entwickeln.
- Die heutige Kindheit habe viel mit Platons Höhlenbewohnern gemeinsam, die in einer Echowelt leben und die ihnen immer nur die eigene Stimme zurückwirft. Das Interesse der Erwachsenen an Kindern sei indifferent geworden und produziere eine berührungs-

lose Leere, die sich in den Kindern als narzisstische Wüste breit mache. Das Gefühl des Existierens kann sich nur dann einstellen, wenn man per Gewalt zum anderen vordringen könnte.

- Die Veränderungen im Erziehungsverhalten: keine Gewalt mehr gegen Kinder anzuwenden, hat nicht zu einer friedvolleren, ausgeglichener Kindheit geführt, sondern zu einer bestimmten Art von „Kälte und Beziehungslosigkeit, die die Kinder in ihrer frühen Kindheit erfahren“ – so Adorno (Horkheimer/Adorno 1971: 171, zitiert nach Eisenberg: 63).
- Es sind nicht mehr die missglückten Objektbeziehungen, sondern die Gefühle wie Hass und diffuses narzisstisches Unbehagen, die problematische Persönlichkeiten formen. Die Gleichzeitigkeit von Einsamkeit und Verwahrlosung führt zu einem generalisierten, einem subjekt- und objektlosen Hass und produziert frei flottierende Gewalt. Hass und Amoklauf entstehen aus fehlenden Objektbeziehungen, aus Indifferenz, Entleerung und innerer und äußerer Kälte.
- Das Umgehen der Gesellschaft mit Tätern wie Gäffgen zeigt etwas über sie selbst: sie legt fest, wer dazu gehört und wer nicht mehr dazu gehört. Die Vermonstern der Sexualstraftäter oder Mörder führt dazu, dass diese Menschen ausgegrenzt werden, dass man sie wegsperren sollte „für immer“ und dass man damit das Böse aus der Gesellschaft herausfiltriert zu haben meint.
- Und gleichzeitig weisen genau diese Täter darauf hin, dass das Monströse der Ernstfall im Kontext von Humanität sei und nicht das, was aus der Gesellschaft auszumerzen sei, ausgemerzt werden könne: die Verbrechen des Verbrechers und die demonstrierte Tugendhaftigkeit seien austauschbar und auswechselbar.
- Aber wir tun weiter so, als sei ein Straftäter wie Gäffgen so monströs, dass man ihn dauerhaft aus der Gesellschaft ausgliedern müsste. Unter dem Deckmantel der Sensibilität für die Opfer findet die Exklusion der Täter statt und jeder verstehende Ansatz solcher Taten werde mit einem Tabu belegt und in den Bereich des Individuums geschoben.
- Die Abkehr von und das Verschwinden der Resozialisierungsidee aus den 60er und 70er Jahren sei ein Indiz dafür, dass man glaube, mit einer totalen Exklusion den soziologischen Hintergründen solcher Taten Herr zu werden. Umgekehrt würde aber gerade die Auseinandersetzung der Gesellschaft mit ihrer spezifischen Kriminalität darauf hindeuten, dass sie intakt und lebendig ist.

Eisenbergs Artikel geht weiter: mit einem kritischen Blick nimmt er die Situation von Kindern auf die unglaublichen Zahlen von Kindesmisshandlungen und Gewalt. Er fragt, ob Kinder ihre emotionale Bedeutung nicht verloren hätten, da sie ihres ökonomischen Nutzens und ihres historischen Sinns längst beraubt wären: wer den Anforderungen der beruflichen Flexibilität und der Luxusversprechungen des Kapitalismus folgen will, tue gut daran, kinderlos zu bleiben und auf den Verzicht zu verzichten, den Kinder abfordern. Wer dann doch noch Kinder bekommt, „erwartet wenigstens ein narzisstisches Surplus“ (Eisenberg 2006: 69).

3. Doch noch ein Blick auf die Spur der „Psyche“

An dieser Stelle möchte ich mich von Eisenberg trennen und eine andere Spur aufnehmen, die der modernen Psychoanalyse bzw. psychoanalytisch geprägten Psychopathologie.

Im Folgenden orientiere ich mich für diesen Artikel vorwiegend an Gerd Rudolf und Udo Rauchfleisch – stellvertretend für viele Autoren und viele neue Ansätze. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie, bereits zu sehr unterschiedlichen Zeiten – Udo Rauchfleischs Buch „Dissozial“ ist bereits 1981 erschienen, währenddem Gerd Rudolf die Publikationen seines Modells der struktu-

rellen Störungen vorwiegend in dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts vorgelegt hat - sich mit Störungsbildern beschäftigt haben, die früher allgemein als „pathologische Persönlichkeiten“ oder ähnlich bezeichnet wurden.

Auch wenn bei Gäfgen nun im juristischen Sinne keine Persönlichkeitsstörung anerkannt wurde, warum auch immer, möchte ich an dieser Stelle die neuen Überlegungen zu Persönlichkeitsstörungen in kurzer, sehr kurzer Form zusammen tragen.

3.1 Das Konzept der „strukturellen Störungen“

Nach Rudolf gibt es eine Entwicklung weg von den konfliktbedingten Symptomneurosen, die reichhaltige Symptomatik entwickelt haben, von Angststörungen über Depressionen und Konversionen, und deren Ursache vor allem in Schuldkonflikten und ödipalen Konflikten gesucht wurden. Die Theorie der „alten“ psychoanalytischen Therapie ging davon aus, dass die unbewusste Dynamik von Triebwünschen und misslungenen Objektbeziehungen sich in der Übertragung wiederholen und auf diesem Weg verändert oder gar aufgelöst werden könnten.

In Kontrast zu diesem Modell steht die Persönlichkeitsstörung, die „strukturelle Störung“, die „frühe Störung“, die sich aus dem alten Konzept der Psychopathie entwickelt und sich auf neue theoretische Fundamente gestellt hat. Es handelt sich um eine strukturelle Störung, die dem Patienten inne wohnt und die ihn sein ganzes Leben lang begleiten wird. Die Erklärungsmodelle für die strukturellen Störungen sind sehr heterogen, können hier nicht nachgezeichnet werden, greifen aber immer und immer wieder in verschiedenen Zusammensetzungen auf psychoanalytische Theoriebausteine zurück.

Gerd Rudolf beschreibt den Begriff der Struktur als eine Fülle von Fähigkeiten, die der Mensch zu seiner eigenen Regulation ebenso benötigt wie zur Regulation seiner Beziehung zu anderen Menschen (Rudolf 2006: 95).

Die wichtigsten strukturellen Dimensionen und daraus folgend deren Einschränkungen betreffen folgende Fähigkeiten:

- die Fähigkeit zur Selbstreflektion, zur Mentalisierung,
- zur Differenzierung der eigenen Affekte,
- und zum Erleben der eigenen Identität;
- die Fähigkeit, stabile Selbst- und Objekt-Differenzierung vorzunehmen
- und Objekte realistisch wahrzunehmen;
- die Fähigkeit zur Affektregulierung, zur Selbstwertregulierung und zur Impulssteuerung,
- ebenso wie zur Beziehungsregulierung, was auch beinhaltet, mit Kränkungen umgehen und eigene Impulse steuern zu können;
- die Fähigkeit, emotionalen Kontakt mit sich selbst und anderen zu haben,
- Bindungen herzustellen an äußere aber auch an internalisierte Objekte, und
- die Fähigkeit, sich von äußeren Objekten eventuell auch wieder lösen zu können.

Rudolf setzt sich in den primär zitierten Aufsatz vorwiegend mit der Angemessenheit psychotherapeutischer Interventionsmöglichkeiten auseinander und kritisiert das Übersehen der strukturellen Defizite und die Überbewertung der innerseelischen Konflikte. Die strukturellen Einschränkungen, z. B. fehlende Empathiefähigkeit würden zu stark auf der Folie dahinter liegender Konflikte interpretiert, die z. B. als internalisierte negative Objektbeziehungen darge-

stellt würden. Sein therapeutischer Ansatz setzt daran an, dass nicht nur das „Was“ der unbewussten Konfliktsituation und Beziehungsgestaltung interessant seien, sondern auch und vor allem das „Wie“ des alltäglichen Funktionierens (Rudolf 2006: 106).

Die Frage lautet: Wie gut kann der Patient sich selber reflektieren, sich selbst steuern, mit anderen kommunizieren und andere internalisieren?

Persönlichkeitsstörungen oder auch strukturelle Störungen sind nicht zu betrachten wie ein von außen kommendes Symptom, das in die Persönlichkeit einbricht, sondern die Merkmale einer Persönlichkeitsstörung kommen schleichend, wachsen mit und etablieren sich, ohne dass die Person selbst oder andere Menschen es eigentlich merken: Die anderen sind eher irritiert, stellen Fragen oder setzen sich zur Wehr.

Persönlichkeitsstörungen sind vor allem zu erkennen an anhaltenden Beziehungsstörungen und Beziehungsmustern:

- das schizoide Beziehungsmuster: mit dem Ziel, sich aus allen emotionalen Ansprüchen und Verwicklungen herauszuhalten;
- das anankastische Beziehungsmuster: mit dem Ziel, die Beziehungen nach den eigenen Regeln zu formen und zu ordnen;
- das dissoziale Beziehungsmuster: mit dem Ziel, Rechte anderer außer Kraft zu setzen, z.B.: in Gewaltbeziehungen.

Eine wichtige Regel lautet: Die Stabilität der Instabilität oder anders: Die Instabilität ist sehr stabil, und das Ziel der Therapie sei es, zu verstehen, warum und mit welchem Ziel der Patient diese Muster entwickelt hat.

Das Beziehungsmuster ist stabil, aber die Einzelheiten variieren und die einzelnen Beziehungen können instabil sein, die Stimmungen sind schwankend, Emotionen unkontrollierbar und die Identität oft tiefgreifend gestört.

Während Kernberg unterschiedliche Niveaus der Persönlichkeitsstörungen an den sog. Funktionsniveaus unterscheidet und das Niveau der Abwehr als unreif, spaltend, primitiv (selbst)-idealisierend, projektiv und projektiv-identifizierend beschreibt, das Selbstkonzept als diffuses Selbstkonzept und durch gespaltene Objektrepräsentanzen kennzeichnet, geht Gerd Rudolf und die Forschergruppe nicht von Triebkonflikten aus, sondern von den strukturellen Folgen früher, sehr früher Beziehungskonflikte. Im Fokus stehen das Selbst und seine Beziehungen zu anderen.

3.2 Das Konzept der „Dissozialität“

Um nun auf Gäfen und den Mord an Jakob von Metzler zurück zu kommen, greife ich zurück auf Udo Rauchfleisch und seine Habilitationsschrift von 1981 „Dissozial“.

Rauchfleisch unterscheidet folgende charakteristische Merkmale:

Mangelnde Frustrationstoleranz:

Belastende Umwelteinwirkungen, die andere Menschen durchaus ertragen und integrieren können, werden von dissozialen Menschen beantwortet mit Fortlaufen, Alkohol, Aggressionen, Auto-Aggressionen, Abbrechen von Beziehungen etc. Er handelt so, um dem Erleben von Angst oder Unlust entgehen zu können.

Inadäquater Umgang mit der Realität:

Es besteht ein geringer Realitätsbezug, oft Realitätsverkennung, was soziale Folgen haben kann, z.B. im Bereich der Sexualität.

Realitätsbezug beinhaltet:

- Differenzierungsfähigkeit von innen und außen: es kommt häufig zu Fehleinschätzungen und daraus resultierenden Fehlverhalten; sowie zur Externalisierung innerpsychischer Konflikte, z.B. ein Mensch richtet seine Selbstentwertung nach außen, um sie dann bekämpfen zu können.
- Es können Symptome wie Depersonalisation und Derealisation dazugehören, planlose und panikartige Aktionen dienen der Abwehr von Depersonalisations- und Derealisationserlebnissen.

Kontaktstörungen:

Sie sind oft schwer, Menschen leiden selbst unter ihnen und versuchen, sie zu heilen, z.B. mit Alkohol. Auch exhibitionistische Entgleisungen kann man verstehen als Versuche der Kontaktaufnahme. Die sozialen Beziehungen entfalten sich oft auf einer unbewussten Ebene, d.h. ohne Prüfung der Realität. Charakteristisch ist der flüchtige Charakter von Beziehungen, die oft abrupt beendet werden, wenn es zu einer Frustration und der dann folgenden Entwertung kommt.

Depressivität:

Depression spielt bei vielen Dissozialen eine große Rolle. Dissoziale Menschen haben oft schwere depressive Zustände: Beide, Depressive wie Dissoziale sind abhängig von der narzisstischen Gratifikation durch die Umwelt und sind von daher extrem kränkbar und verletzbar. Die Selbstwertproblematik besteht aus Gefühlen der Hilflosigkeit, der Minderwertigkeit und der Unfähigkeit.

Die Über-Ich-Pathologie der dissozialen Persönlichkeit:

Mit der Über-Ich Pathologie ist eine mangelnde Ausbildung des Gewissens gemeint, worunter Raachfleisch eine Dissoziation einzelner Über-Ich-Anteile meint. Er versteht darunter v.a. die Internalisierung antisozialer Normen, wobei er sich einerseits auf die Anomietheorie von Durkheim, andererseits auf das Fehlen positiver Identifikationsobjekte in der Kindheit und pathologische frühkindliche Objektbeziehung bezieht.

Spezifische Abwehrmechanismen der Dissozialen:

Als tragender Abwehrmechanismus bei Dissozialität und Borderline-Störung wird die Spaltung genannt. Die Abwehr des Dissozialen richtet sich gegen das Über-Ich.

Die Fehlentwicklung im Bereich von Sexualität und Aggressivität:

Bei vielen dissozialen Menschen fällt eine starke Triebhaftigkeit auf, die sich in sexueller Verwahrlosung und sexuellen Abnormitäten, aber auch in der Unfähigkeit, auf eine sofortige Triebbefriedigung zu verzichten und in der Neigung zu aggressiven Durchbrüchen manifestiert. Die oft extreme Aggressivität dieser Menschen kann als Ausdruck narzisstischer Wut und als abgespaltener, sich gegen das böse Objekt richtender Affekt verstanden werden.

Die Desintegration der Persönlichkeit:

Ein Grundzug der Dissozialität ist die Desintegration der Persönlichkeit, worunter zu verstehen ist, dass die Integration einer Lebens Ganzheit nicht zustande kommt oder nachträglich wieder zerbricht.

Die Chronizität der Störung:

Rauchfleisch sagt, dass sich das Fehlverhalten dieser Menschen wie ein roter Faden in repetitiver Form durch das ganze Leben hindurch zieht. Immer wieder kommt es zu desintegrativen Prozessen zu Impulshandlungen, zu Delikten oder anderen Formen dissozialen Verhaltens.

3.3 Interventionen

Die therapeutischen Interventionen beziehen sich nach Gerd Rudolf nicht primär auf die Übertragungen und auch nicht auf die unbewussten Motive, sondern auf die Affekte des Patienten, die Fähigkeiten seiner selbstreflexiven Wahrnehmungen und seiner kommunikativen Mitteilungsfähigkeit, auf die Techniken seiner Affektregulation und auf die situativen Bedingungen der Affektüberflutung oder Affektentleerung.

Therapie sei die Interaktion mit einem Menschen, der vieles nicht gut kann und trotzdem Seiten besitzt, die es weiter zu entwickeln lohnt (Rudolf 2006: 108). Um die strukturellen Kompetenzen des Patienten weiter zu entwickeln und zu festigen, soll der Therapeut eine zunehmend konfliktorientierte therapeutische Haltung entwickeln, was bedeutet, dass er zwischen entwicklungsfördernden und einer interpretierenden Haltung wechselt, eine Kunst, die gute analytische Fertigkeiten erfordert.

Die Formen der Therapie – so Rudolf und sein Forschergruppe – müssen andere Schwerpunkte setzen als die klassische psychoanalytische Therapie, da große emotionale Probleme gleichzeitig mit fehlender Compliance einhergehen:

- Krisen sind allgegenwärtig und können – immer wieder – bis zur Suizidalität gehen,
- viele Symptome sind therapieresistent,
- Behandlungsabbrüche kommen deutlich oft vor.

Rudolf bezieht sich in einem Aufsatz auf Fonagy und Batman und deren Buch, das im gleichen Jahr erschienen sei, wie sein eigenes zur strukturbezogenen Psychotherapie: beide Autoren, also Rudolf einerseits und Batman/ Fonagy andererseits, publizierten gleichzeitig übereinstimmende Regeln und Empfehlungen für die therapeutische Intervention:

- keine Deutung der therapeutischen Beziehung und Übertragung,
- keine Deutung von unbewussten Konflikten und psychologischen Zusammenhängen,
- kein Versuch, die aktuelle Situation aus der Vergangenheit zu erklären.

Folgerungen daraus sind:

Therapie muss

- Regressionen vermeiden,
- stützen und doch klar konfrontieren,
- Alltagsprobleme in den Vordergrund stellen,
- mit der starken Beteiligung des Therapeuten arbeiten,
- die Beziehung zwischen Therapeut und Patient immer wieder thematisieren und
- als Muster für andere Beziehungen verstehen,
- Absprachen treffen.

Das nennt Rudolf, in Anlehnung an Heigl und Heigl-Evers: „*Das Prinzip Antwort*“ – statt Deutung.

Literatur

- Alexander, F./Staub, H. (1971): Der Verbrecher und sein Richter, in: Moser, T. (Hrsg.): Psychoanalyse und Justiz. Literatur der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 205-411.
- Anders, G. (1980): Die Antiquiertheit des Menschen, München: Hanser.
- Eisenberg, G. (2006): „Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?“ Zur Psycho- und Soziodynamik zeitgenössischer Tötungsdelikte, in: Zeitschrift „Psychosozial“ 104 (2006), S. 59-72.
- Horkheimer, M./Adorno, T. (1971): Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Lütkehaus, L. (2002): Unterwegs zu einer Dingpsychologie. Gießen: Psychosozialverlag.
- Rauchfleisch, Udo (1981): Dissozial. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reik, T. (1971): Geständniszwang und Strafbedürfnis, in: Alexander, F./Straub, H.: Der Verbrecher und sein Richter, in: HMoser, T. (Hrsg.): Psychoanalyse und Justiz. Literatur der Psychoanalyse, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-201.
- Rudolf, G. (2006): Psychoanalytische Theorie struktureller Störungen, in: Springer, A./Gerlach, A./Schlösser, A.-M. (Hrsg.): Störungen der Persönlichkeit, Gießen: Psychosozialverlag, S. 93-112.
- Rudolf, G. (2006): Strukturbezogene Psychotherapie. Leitfaden zur psychodynamischen Therapie struktureller Störungen (unter Mitarbeit von Hildegard Horn) Stuttgart: Schattauer.

Selbstoptimierung und die Radikalisierung instrumenteller Vernunft in der Theorie von Anna Stach und ihre Bedeutung für die Supervision

Zusammenfassung:

Mit ihrer Habilitationsschrift „Weiblichkeitsentwürfe im Kontext der Radikalisierung instrumenteller Vernunft“ hat Anna Stach einen wichtigen geschlechtersensiblen Beitrag zum Verständnis neuer Weiblichkeitsentwürfe im Kontext von Arbeitszusammenhängen geleistet. Auf der Basis inhalts- und rezeptionsanalytischer Untersuchungen der Reality-TV-Formate *Germany's Next Topmodel* und *Die Super Nanny* arbeitet sie aus medien- und geschlechtertheoretischer Perspektive Formen der Radikalisierung instrumenteller Vernunft im Hinblick auf Erwerbsarbeit, Care und Weiblichkeit heraus und verortet diese im Kontext neoliberaler Umstrukturierungsprozesse.

Der folgende Artikel setzt sich auf dieser Grundlage mit der Bedeutung für die Supervision auseinander. Dabei wird zunächst ein Abriss zum Verständnis von Stachs Theorie dargelegt. Die anschließenden Überlegungen zur Bedeutung für die Supervision fokussieren wesentliche supervisionsrelevante Aspekte, wobei insbesondere Bezüge zum Konzept der Gouvernamentalität sowie zu Prozessen der Identitätsentwicklung hergestellt werden. Den Abschluss bildet eine Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Standort von Supervision im Spannungsfeld von Gouvernamentalität und der Konzeption eines guten Lebens.

1. Selbstoptimierung und die Radikalisierung instrumenteller Vernunft

Die moderne Gesellschaft zeichnet sich, so Stach, durch komplexe Differenzierungen, fortschreitenden sozialen Wandel und Prozesse der Liberalisierung und Emanzipation aus, auf Grund derer

„[sich Subjekte] *kontinuierlich mit bewegten kulturellen Symbolisierungs- und Strukturierungsprozessen auseinandersetzen* [müssen].“ (Stach 2013: 6)

Dies erfordert die aktive Gestaltung von Lebensentwürfen, die nicht nur Jugendliche, sondern auch Erwachsene auf der Suche nach Selbstvergewisserung betrifft. Stach macht deutlich, dass Reality-TV-Angebote in diesem Kontext vermeintliche Orientierung bieten und Möglichkeiten des Umgangs mit veränderten Symbolisierungs- und Strukturierungsprozessen aufzeigen, während sie gleichzeitig sozialen Wandel forcieren, indem sie als gesellschaftliche Institutionen ein Spektrum an geschlechtsspezifisch kodierten Normen vorgeben (vgl. ebd.). Die Reality-Formate stellen sich als an Frauen gerichtete Beratungssendungen dar, in denen mittels Coaching durch so genannte ExpertInnen umfangreiche Optimierungsprozesse initiiert werden, die auf identitäre Wandlung, d.h. auf die Person als Ganze abzielen. Dies beinhaltet die Umformung mentaler Haltungen, Wahrnehmungsweisen und Emotionen, neue Körperform und Körpersprache, Umformung der Beziehungen zu FreundInnen, PartnerInnen, Gruppen, Autoritäten und deren Verinnerlichung. Dabei sollen alte, überholte und als rückständig deklarierte weibliche Lebensentwürfe abgelegt und durch neue vorbildliche und legitime Lebensentwürfe ersetzt werden

(vgl. ebd.: 7).

Während im TV-Format Germany's Next Topmodel der Fokus auf Erwerbsarbeit, Berufside-ntitätsentwicklung und dem weiblichen Erwerbsarbeitskörper liegt, werden in Die Super Nanny der soziale Bereich der Privatheit und der fürsorgliche weibliche Körper fokussiert und eine neue „moderne“ Ausgestaltung der Mutterrolle dargestellt. Der im Format Germany's Next Topmodel inszenierte Weiblichkeitsentwurf ist der einer

„[...] internationalen Expertin der Körperspiele, die über einen perfekten Leistungskörper, hohen sozialen Status und symbolische Verführungsmacht [verfügt]“ (vgl. ebd.: 202).

Den Leistungskörper beschreibt Stach in Anlehnung an Rose (1997) als „entmütterlichten Sportskörper“, der weder Anzeichen von Generativität noch von Bindung zeigt (vgl. ebd.: 326ff). In diesem Leitbild werden die

„[...] tradierte Bezogenheit junger Frauen auf Schönheit und Mode, Körperschönheit und sexuelle Verführungsmacht auf Dimensionen der Arbeitsemanzipation und internationale Orientierungen [miteinander verwoben].“ (ebd.: 103)

Leitbild der Mütterlichkeit im Format Die Super Nanny ist der Typus der Managerin:

„So wie ein Manager eine Firma leitet, so hat eine Mutter die Erziehung zu managen.“ (ebd.: 340)

Sie managt nicht nur die Erziehungs- und Haushaltsaufgabe, sondern auch die Beziehungsquali-tät. Sie orientiert sich nicht an Bindung, sondern an wissenschaftlich fundiertem praktischem Verhalten. Auch die ideelle Mutter ist berufstätig und verfügt – ebenso wie das Weiblichkeits-ideal in Germany's Next Topmodel – über den leistungsfähigen entmütterlichten Sportskörper (vgl. ebd.: 326ff). In beiden Sendungen wird suggeriert, dass diese Ausgestaltung eines Weib-lichkeitsentwurfes unabhängig von Ressourcen und ohne große Anstrengungen erreicht wer-den könne.

Die beschriebenen Weiblichkeitsentwürfe wirken sich nicht nur sozialisierend aus, sondern spiegeln gleichzeitig gesellschaftliche Tendenzen eines Weiblichkeitswandels im Kontext eines flexiblen Kapitalismus wider. Dieser zeichnet sich durch veränderte und neue Arbeitsformen und damit verbundenen veränderten Maßstäben und Anforderungen aus, die unter den Be-griffen „Subjektivierung“ und „Entgrenzung von Arbeit und Leben“ diskutiert werden und sich auf die Lebensführung und Körpersozialisation auswirken. Mit der Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit ist einerseits das Versprechen einer erhöhten Selbstbestimmung und Selbst-verwirklichung verknüpft. Andererseits birgt dies die Gefahr von Selbstausbeutung und geht mit der Anforderung an die Beschäftigten einher, subjektive Ressourcen in Arbeitsprozessen zu mobilisieren (vgl. ebd.: 36). Voß und Pongratz prägten in diesem Zusammenhang den Begriff des Arbeitskraftunternehmers, der eine *„[...] quasi-unternehmerische Entwicklung und Vermarktung der eigenen Arbeitskraft als Ware erfordert“* und sich als Unternehmer seines Selbst durch Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung auszeichnet (Pon-gratz 2004: 20). Diese Prozesse der Selbstoptimierung umfassen, wie Stach unter Rückbezug auf Abraham und Müller feststellt, nicht nur die Arbeitskraft, sondern die Person als Ganzes.

„Nicht mehr nur die Hülle des Körpers (klassische Bereiche sind hier z.B. Mode und Kos-metik) kann als kommerzialisierbar betrachtet werden, sondern auch das Körper-Innen wird nun in wachsendem Maße der Profitsteigerung untergeordnet. [...] Die Arbeit an der Verbesserung der Leistungsfähigkeit und der Attraktivität und damit am eigenen Selbst verschiebt körperliche Grenzen (Müdigkeit, Erschöpfung, äußere Erscheinung etc.)“

und erweitert sie, um im Wettbewerb bestehen zu können.“ (Abraham/Müller 2012: 21, zit. n. Stach 2013: 44)

Mit Rekurs auf den Emotionssoziologen Neckel (2008) stellt Stach heraus, dass die Ökonomisierung des Körper-Inneren auch die Emotionen bzw. die Authentizität der Gefühle betrifft. Sozial erwünschte Gefühle sollen situationsadäquat und authentisch erzeugt und bedarfsgerecht verwertet werden (vgl. Stach 2013: 37f).

Das hierin implizite und konstitutive Moment ist nach Stach das der instrumentellen Vernunft, die marktförmig ausgerichtet ist. Darunter versteht sie

„[...] im Anschluss an Ansätze der Kritischen Theorie die Verdinglichung von Menschen und Gegenständen auf der Basis von Kalkulationen. Der Verdinglichung des jeweils anderen entspricht die Instrumentalisierung menschlicher Beziehungen und damit verbunden die Abwehr von Bindungsbedürfnissen und -notwendigkeiten. Die Verdinglichung führt zur Funktionalisierung des eigenen Körpers wie auch zur Funktionalisierung des Körpers der anderen Menschen.“ (vgl. Lorenzer 1989: 37f, zit. n. Stach 2013: 34)

In diesem Zusammenhang identifiziert Stach in ihrer Theorie einen neuen Menschentypus: den globalen Berufsmenschen. Zur Charakterisierung dieses Typus rekurriert sie auf Ergebnisse und Konzepte der kritischen Männlichkeitsforschung. Analog zu der von Meuser (Meuser 1998; 2005) konstatierten hegemonialen Männlichkeit beschreibt sie auch den globalen Berufsmenschen als in Spiele des Wettbewerbs integriert. Damit sind diese nicht mehr länger ausschließliches Merkmal männlicher Identität, sondern auch Merkmal des weiblichen Habitus des globalen Berufsmenschen.

„Dieser Habitus wird nun für Frauen zur Zielbestimmung und bestimmt den Prozess und die Maßstäbe der Optimierung.“ (Stach 2013: 332f)

Im Anschluss an Connell (2006) sieht Stach in den Optimierungsprozessen von Frauen eine Angleichung an die transnational business masculinity und postuliert eine transnational service sector femininity. Anders als Connell, die die Relation zwischen Männern und Frauen als zentrale Machtachse beschreibt, fokussiert Stach die Hierarchien von Frauen untereinander. Dabei stehen sich der globale Berufsmensch als hegemoniale Weiblichkeit und untergeordnete Weiblichkeiten gegenüber, die sich mittels milieuspezifischer kultureller Distinktionspraxen voneinander abgrenzen.

„Handlungsleitend [für den globalen Berufsmenschen] ist das autonome Individuum im globalen Wettkampf. Daher müssen auch lebensgeschichtliche Involvierungen und Konflikte abgelegt werden, die die Leistungsfähigkeit im Wettkampf einschränken: Die vorbildliche Frau ist bindungslos in dem Sinn, dass sie uneingeschränkt mobil, flexibel, angstfrei, extrem körperlich belastbar und global orientiert ist.“ (ebd.: 333f)

Als Hemmnisse der Optimierung gelten in diesem Zusammenhang Bindungen und Bindungsbedürfnisse sowie Körperbedürfnisse und körperliche Grenzen (vgl. ebd.: 34).

Die dargestellten Optimierungsprozesse sieht Stach als Äquivalent einer allgemeinen ökonomischen und sozialen Entwicklung, die die

„[...] Ablösung alter bindungsbezogener Modelle weiblicher Identität durch eine neue global orientierte und ‚körperunabhängige‘ [beinhaltet.]“ (ebd.: 333)

Im neoliberalen Kontext folgt die Ausgestaltung weiblicher Identität dessen konstitutiven Merkmalen der Marktorientierung und der ökonomischen Verwertbarkeit. Damit geht die Verschleierung gesellschaftlicher und geschlechterbezogenen Konflikte einher. Unter neoliberalen, an Marktverwertung orientierten Deutungsmustern wird individuelles Scheitern konsequent

als mangelnder Wille und mangelnde Leistung gewertet. Anhand des Ideals der Management-Mutter arbeitet Stach heraus, dass hier sozial-gesellschaftliche Probleme individualisiert werden. Es wird proklamiert, dass alles zu schaffen ist -unabhängig von sozialen oder ökonomischen Ressourcen und unabhängig von sonstigen Kontextbedingungen.

„Der soziale Konflikt um Erziehungsarbeit wird damit in das Individuum verlegt und hier pseudohaft gelöst.“ (ebd.: 341)

Geschlechterrelevante Aspekte werden konsequent ausgeblendet. Frauen werden als globaler Berufsmensch adressiert, der kein Geschlecht kennt. Die De-Thematisierung von Geschlechterverhältnissen führt jedoch nicht zu einem Abbau von Geschlechterungleichheiten. Vielmehr werden diese verschleiert und wirken verdeckt weiter und unterwandern die proklamierte Autonomie des weiblichen Berufsmenschen (vgl. ebd.: 31f). Denn durch die Adressierung von Frauen als geschlechtslose MarktteilnehmerInnen werden die vorrangige Zuständigkeit von Frauen für die reproduktive Sphäre sowie die damit einhergehenden Anforderungen und Leistungen geleugnet (Soiland 2011: 25f, zit. n. Stach 2013: 32). Zentral für Stachs Analyse ist in diesem Zusammenhang, dass

„[...] die De-Thematisierung von Geschlecht und die gesellschaftliche ‚Institutionalisierung des geschlechtslosen Berufsmenschen‘ im neoliberalen Kontext den weiblichen Lebenszusammenhang und weibliche Identitätswürfe unter die Maßgabe instrumenteller Vernunft stellen.“ (Stach 2013: 32)

Diesen Prozess der geschlechterbezogenen Modernisierung bezeichnet Stach als „Radikalisierung instrumenteller Vernunft“.

„An die Stelle traditionell weiblicher Beziehungsorientierung und Dimensionen des reproduktiven weiblichen Körpers treten neue Weiblichkeitsentwürfe, die radikal von der Marktlogik durchdrungen sind.“ (ebd.)

Stach arbeitet in diesem Zusammenhang drei Dimensionen der Entfremdung heraus, die mit der Radikalisierung instrumenteller Vernunft verknüpft sind:

„Der Wandel von Arbeit in Richtung auf Subjektivierung und Entgrenzung von Arbeit bildet eine zentrale praxisrelevante Basis, Körper [Übergehen von Körperbedürfnissen], Emotion [übergehen emotionaler Wünsche] und Denken [Verengung mentaler Möglichkeiten] zu instrumentalisieren und diese Instrumentalisierung zu idealisieren oder zu verschleiern. Dabei werden Bedürfnisse und Grenzen innerer Natur ignoriert und Entfremdungsprozesse in Gang gesetzt.“ (ebd.: 44)

Aus den Entfremdungsprozessen resultiert ein individuell empfundener psychischer Leidensdruck, der als Effekt des gesellschaftlichen Unterdrückungs- und Entfremdungszusammenhangs verstanden werden kann.

Im Hinblick auf Supervision sind im Zusammenhang mit der Selbstoptimierung drei Aspekte von wesentlicher Bedeutung: erstens die Dimension derzeitiger (neoliberaler) Arbeitskontexte, Normen und Anforderungen, zweitens die De-Thematisierung von Geschlecht und die angebliche Geschlechtsneutralität, die Stach als Desavouierung von Geschlechterungleichheit entlarvt und drittens die Entfremdungsdynamiken, die einen individuell empfundenen Leidensdruck verursachen.

2. Identitätsentwicklung im Spiegel von Entfremdungsdynamiken und Ich-Ideal

Im Zusammenhang mit dem von Voß und Pongratz untersuchten „Arbeitskraftunternehmer“ hat Pongratz bereits darauf hingewiesen, dass der Beratungsbedarf unter den Bedingungen von Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung über die arbeitsbezogenen Aspekte hinaus geht und sich auf den gesamten Lebenszusammenhang richtet (vgl. Pongratz 2004: 24). Dies trifft auch auf den von Stach konstatierten globalen Berufsmenschen zu, der sich – ebenso wie der Arbeitskraftunternehmer – der ständigen Gefahr des Scheiterns gegenüber sieht.

„Da bei wechselnden Arbeitsaufgaben unter großem Leistungsdruck die Gefahr individuellen Scheiterns zunimmt, ist die biografische Reflexion zugleich mit wachsender (objektiver) Unsicherheit und (subjektiver) Verunsicherung konfrontiert. Es geht immer mehr um die Reflexion von Erfolg und Scheitern.“ (ebd.: 25)

Für den weiblichen globalen Berufsmenschen gilt dies in verschärfter Form. Als hauptsächlich für die reproduktive Sphäre zuständig, ist ein Scheitern am Ideal des globalen Berufsmenschen in Verbindung mit dem Ideal der Management-Mutter vorprogrammiert. Schnell zerbricht die Illusion allen Anforderungen gerecht werden und die verschiedenen Bereiche miteinander vereinbaren zu können. Die suggerierte Utopie diese Anforderungen unabhängig von den zur Verfügung stehenden Ressourcen erfüllen zu können, ist als Individualisierung von Problemlagen zu verstehen: Scheitern bedeutet hier Scheitern der Person auf Grund eigenen Verschuldens. Angesichts des scheinbar selbst verschuldeten Scheiterns kommt es zu Schamgefühlen, die das Selbstwertgefühl beschädigen. Um dem zu entgehen, *„verstricken sich Subjekte in Ratlosigkeit und Selbstausbeutung“* (Wagner 2007: 13f, zit. n. Stach 2013: 39).

Geschlechterungleichheiten bleiben so verdeckt wirksam, verlagern sich ins Innere der Person und werden dort als Überforderung konflikthaft empfunden und als persönliche Unzulänglichkeit erlebt. Damit ist die Tiefendimension in der Supervision angesprochen, die unbedingt Berücksichtigung finden muss.

Die inneren Konflikte sind mit Schamgefühlen verbunden und stehen im Zusammenhang mit den von Stach beschriebenen Entfremdungsprozessen, denn

„[wer] sich schämt, der verachtet sich und ist sich selbst fremd geworden.“ (Gröning 2006: 55)

„Selbstentfremdung beschreibt zunächst einmal eine Störung des Identitätsgefühls, einen Vorgang, der ein schmerzliches Gefühl überdeckt.“ (ebd.: 54)

Kern des Entfremdungsgefühls ist ein narzisstischer Konflikt, der mit Schamgefühlen einhergeht (vgl. ebd.: 55). Scham stellt ein Sozialgefühl dar und ist eng mit den kulturell geprägten Instanzen des Über-Ichs und Ich-Ideals verknüpft, die verinnerlichte Normen beinhalten. Die Verinnerlichung kultureller Normen und Werte kann mit dem Ethnopsychologen Erdheim als „Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit“ beschrieben werden. Nach Erdheim kommt es im Zuge der Pubertät zur Anpassung an die jeweilige Kulturstruktur und an die gesellschaftlichen Normen. Dabei werden all jene Affekte und Triebregungen vom Bewusstsein ausgeschlossen, d.h. abgewehrt, die die gesellschaftliche Stabilität beeinträchtigen würden (vgl. Erdheim 1984: 277f). Gröning verbindet in Weiterführung des Konzepts einer reflexiven Supervision die Ethnopsychoanalyse Mario Erdheims und Paul Parins mit der Soziologie Pierre Bourdieus und liefert damit einen Verstehenszugang für die Supervision, die in diesem Kontext unerlässlich ist.

Der Habitus ist nach Bourdieu „Leib gewordene Geschichte“. Er stellt ein System von Grenzen und Dispositionen dar, die über Sozialgefühle wie zum Beispiel Scham inkorporiert, d.h. unbewusst gemacht werden. Dabei verweist der Habitus, wie Gröning darlegt, auf einen Konflikt zwischen Individuum und Kultur im Sinne dessen, was der Ethnopschoanalytiker Paul Parin als Widerspruch im Subjekt beschrieben hat (vgl. Gröning 2013: 70). Verlassenheitsängste führen nach Parin zur Anpassung im Sinne der Identifikation mit der Ideologie der Rolle, was als Widerspruch im Subjekt erlebbar wird (vgl. Parin 1992: 125). Mittels der Anpassung werden Ängste befriedet, jedoch geht dies mit Einschränkung der Ich-Flexibilität und Erstarrung einher (vgl. ebd.: 82). Die unbewussten inkorporierten bzw. introjezierten Gefühle und Affekte sind im Sinne Bions „unverdaubar“ und äußern sich als Entfremdungsgefühle (vgl. Gröning 2013: 123).

Entwicklungspsychologisch wird die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen insbesondere in der Adoleszenz relevant, in der die Auseinandersetzung mit der Berufswahl, dem eigenen Körper und Fragen nach Familiengründung zentral wird. Nach Erikson ist diese Phase durch den Konflikt Identität versus Identitätsdiffusion gekennzeichnet ist. Dabei ist die Adoleszenz durch das Experimentieren mit unterschiedlichen Identitätsentwürfen, Rollen und Verhaltensweisen gekennzeichnet. Adoleszente Jugendliche wenden sich dabei oftmals Idolen zu, wobei es häufig zu einer umfassenden Angleichung an das Idol kommt, was der Abwehr narzisstischer Kränkungen dient (vgl. Conzen 2010: 81ff). Gleichzeitig kommt es zu einer „[...] *eigenständigen Gestaltung des Ich-Ideals und der persönlichen Wertewelt*“ (ebd.: 83). Die derzeitigen Bildungs- und Arbeitsanforderungen verschärfen diese konflikthafte Entwicklung in der Adoleszenz (vgl. ebd.: 59). Damit ist auch die Ausbildung einer stabilen Selbstrepräsentanz erschwert und es besteht die Gefahr einer Überforderung (vgl. Stach 2013: 61ff).

Ausgehend von Stachs Theorie ist die Selbstoptimierung hier als bestimmende Größe zu verstehen, die als gesellschaftliche Norm und Anforderung an die Jugendlichen heran getragen wird. Bindungsbedürfnisse, Körpergrenzen und negative Gefühle müssen abgewehrt werden, da sie in diametralem Gegensatz zum globalen Berufsmenschen und den damit verbundenen Anforderungen stehen. Unter den beschriebenen neoliberalen Gesellschaftsstrukturen ist die identitäre Anpassung an und Verinnerlichung von kulturellen Normen als Verinnerlichung instrumenteller Vernunft zu begreifen. In diesem Sinne wird Selbstoptimierung zu einem weiteren Bestandteil der adoleszenten (weiblichen) Entwicklungsaufgabe.

Die Verbindung von Ethnopschoanalyse mit der Soziologie Bourdieus macht deutlich, dass die SupervisandInnen auf Grund der Unbewusstmachung nicht nur eigene Bedürfnisse etc. abwehren, sondern auch gesellschaftliche Dimensionen unbewusst gemacht werden. Den SupervisandInnen sind diese unbewussten Aspekte nicht unmittelbar zugänglich, ihre Problem- und Situationsdefinitionen sind eingeschränkt. Mit dem Blick auf diese unbewussten Dynamiken wird deutlich,

„[...] *dass das Bild des souveränen Kunden in der Supervision wichtiges verleugnet*“ (Gröning 2001: 54).

In ihrer Habilitationsschrift konstatiert Stach,

„[...] *dass adoleszente Identitätsentwicklungsprozesse und Geschlechterentwürfe kaum ohne den Blick auf unbewusste Dynamiken zu verstehen sind und unbedingt Berücksichtigung finden müssen. Untersuchungen zur weiblichen Adoleszenz verweisen darüber hinaus darauf, wie sehr physische und psychische Verletzbarkeit und damit auch Erfah-*

rungen und Verarbeitungen von Schmerz, Ausgrenzung, Missachtung und Trennung von Bedeutung für Identitätsbildung, für Bildungsprozesse - und menschliches Leben generell - sind. Die Auseinandersetzung mit Lebensentwürfen muss dieser Erkenntnis, der Vulnerabilität menschlicher Natur, Rechnung tragen und hat von dieser Erkenntnis auszugehen.“ (Stach 2013: 58f)

Dieser Appell lässt sich auch als Anforderung auf die Supervision übertragen und sollte hier aufgegriffen werden. Angesprochen ist hier das neuhumanistische Menschenbild, wonach sich das Wesen des Menschen durch seine Bedürftigkeit, Verletzlichkeit und Interdependenz auszeichnet. Dieses Menschenbild wird durch das Bild eines rationalen, autarken und unendlich zu optimierenden Menschen heraus gefordert und konterkariert. Was dabei verloren geht, ist der Blick auf konstitutive Merkmale menschlichen Daseins. Der Mensch als verletzliches Wesen bleibt auf der Strecke. Übrig bleiben Entfremdungsgefühle, Ängste und Scham.

Um die strukturellen äußeren und inneren Konflikte und Identitätskrisen supervisorisch aufarbeiten zu können, bedarf es einer geschlechtersensiblen und gesellschaftskritisch ausgerichteten Supervision, die unbewusste Dynamiken mit berücksichtigt und nicht von konkreten Lebensverhältnissen abstrahiert.

3. Supervision im Spannungsfeld von Gouvernamentalität und Selbstsorge

Die von Stach beschriebene Radikalisierung instrumenteller Vernunft steht in engem Zusammenhang mit neoliberalen Menschenführungstechniken und Deutungsmustern. Aus gouvernentalitätstheoretischer Perspektive kann hier mit Foucault von einer Regierungsweise gesprochen werden, die die individuelle Selbstführung beeinflusst und bestimmte Selbsttechnologien einschließt (vgl. Maasen 2011: 17ff). Dabei konstituieren die Regierungsweisen spezifische Subjekte. Im Kontext neoliberaler Umstrukturierungsprozesse spricht Maasen (2011) unter Bezug auf Foucault davon, dass

„[die] Operationen, die wir an unserem Körper oder unserer Seele, unserem Denken, unserem Verhalten und unserer Existenzweise vornehmen (sollen), [...] zwar ein vergleichsweise profanes, jedoch nicht minder ernst zu nehmendes Ziel [haben]: Es geht um die ‚marketability‘ unserer Selbst.“ (Hervorheb. im Original, ebd: 18f.)

Der Neoliberalismus kann somit als spezifische Ausgestaltung der von Foucault beschriebenen Gouvernamentalität verstanden werden, wobei die Selbstoptimierung die dazu komplementäre Form einer Selbsttechnologie darstellt.

Diese Verschränkung von Regierungs- und Selbstregierungstechnik verdeutlicht, dass es im Rahmen von Supervision nicht darum gehen kann einseitig Anforderungen und Zwänge seitens des Arbeitsmarktes und die daraus resultierenden Probleme und Konfliktlagen der SupervisorInnen zu fokussieren. Vielmehr muss auch die individuelle Seite sowie die Verschränkung bei der Perspektiven Berücksichtigung finden.

Selbstoptimierung setzt zunächst Selbstbeobachtung voraus. Aus psychoanalytischer Perspektive wird das Selbst im Zuge der Selbstbeobachtung am Ich-Ideal gemessen. Kommt es im Zuge dieses Prozesses zur Feststellung einer Diskrepanz zwischen realem und idealem Selbstbild, bestraft das Über-Ich das Ich bzw. Selbst mit Schamgefühlen (vgl. Wurmser 1993: 61). Der Psychoanalytiker Rainer Gross stellt die Bedeutung des Ich-Ideals im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen im Zusammenhang mit der Selbstoptimierung heraus:

„Während früher in der Disziplinargesellschaft das Über-Ich und dessen Verbote als zentral für die Genese psychischer Symptomatik gesehen wurden, ist in der heutigen Leistungsgesellschaft das Ich-Ideal wichtiger geworden: Wir leiden nicht mehr primär an Verboten und Schuldgefühlen bei deren Übertretung, vielmehr erleben wir die Scham angesichts der Unzulänglichkeit alle Anforderungen unseres Ich-Ideals zu erfüllen. Dies führt zu einer ständigen Arbeit an der Selbst-Optimierung [...].“ (Gross 2012: 441f)

Die auf Selbstoptimierung ausgerichtete Selbstbeobachtung wird unter Maßgabe des Ich-Ideals zum Selbstzwang. In diesem Sinn kann mit Gröning konstatiert werden, dass

„[die] Reflexivität des Individuums [...] nicht seiner Freiheit, sondern der Steigerung seiner Effizienz und seiner Verwertbarkeit [dient].“ (Gröning 2013: 15)

„Überforderung oder Scheitern werden nun individualisiert, Versagen des Einzelnen wird als persönliches Scheitern am Diktat der Selbstoptimierung gelesen.“ (Flick 2013: 32)

Die Deutungsweise basiert auf dem Maßstab der instrumentellen Vernunft und wird nicht nur von außen an die/den Einzelnen heran getragen, sondern fungiert auch als Selbstdeutung gemessen am Ich-Ideal. Die Selbstbeobachtung wird somit zu einer Technik der Selbstoptimierung und konterkariert das von Foucault beschriebene Konzept der Selbstsorge.

„Heute angesichts neoliberaler Anrufungen, dient die Sorge um sich in dieser Lesart weniger dem Erlangen von Vollkommenheit als schlicht der Fähigkeit, sein Leben meistern zu können und zwar ganz und gar aus sich selbst heraus.“ (ebd.)

Im Gegensatz dazu entwirft Foucault mit seinem auf die Antike zurück gehenden Konzept von Selbstsorge einen Umgang mit sich selbst, der auf die Vervollkommnung des Selbst zielt und eng mit der Sorge um andere verbunden ist. In diesem Sinne ist das Konzept als emanzipatorische Praxis zu verstehen. Auf der Basis von Foucaults Arbeiten zur Hermeneutik des Subjekts beschreibt Gröning Selbstsorge wie folgt: Selbstsorge als

„[...] Fähigkeit zur Selbstregierung umfasst neben der Verantwortung für die eigene Person also Gesundheitsvorsorge, Diätetik, Hygiene, die Sorge um das Gemeinwesen insbesondere auch die Sorge um die inneren Zustände, die Gedanken, Gefühle und das Seelische. Für die Selbstregierung benötigt der Mensch immer wieder jemanden, der ihm die Wahrheit sagt, denn Selbsterkenntnis und Selbstreflexion begründen Freiheit und Selbstsorge.“ (Gröning 2007: 83)

Der Blick auf sich selbst ist jedoch nicht nur voraussetzungsvoll (ebd.: 83f) und potenziell schamauflösend, da er Diskrepanzen zwischen realem und idealem Selbstbild offenlegt, sondern auch verzerrt. Dieser verzerrte Blick auf sich selbst liegt im Unbewussten begründet und steht in engem Zusammenhang mit den beschriebenen Entfremdungsdynamiken und dem durch die instrumentelle Vernunft korrumpierten Ich-Ideal. Beschränkt sich Supervision auf die Selbstbeobachtung und Selbstreflexion ihrer SupervisandInnen, konterkariert diese Reduktion jegliche emanzipatorischen Zielsetzungen. Voraussetzung für die Emanzipation der SupervisandInnen ist die Auseinandersetzung mit den unbewussten Anteilen und Entfremdungsdynamiken. Dazu bedarf es eines anerkennungstheoretisch fundierten Raumes der Supervision, der es den SupervisandInnen ermöglicht negative Gefühle, Bindungsbedürfnisse und Körpergrenzen artikulieren zu können und diese anzuerkennen. Unbewusste Sinnebenen müssen einbezogen werden, damit Entfremdungsdynamiken erarbeitet werden können. SupervisorInnen kommt hier die Aufgabe zu,

„[...] unreflektierte Rollenstereotypen des Supervisanden, die aufgrund seiner ‚Anpassung an die Ideologie der Rolle‘ [...] ihm unbewusst bleiben [aufzudecken].“ (Hervorheb. im Original, Wittenberger 2008: 68)

Emanzipatorische Praxis, wie sie Wittenberger ausbuchstabiert,

„[...] will verborgene kulturelle, soziale und ökonomische Formen der Macht demaskieren, die dazu befähigten gesellschaftlichen Akteuren [...] die soziale Rollen auferlegen, welche die vorhandenen Machtstrukturen reproduzieren und eine volle Selbstentfaltung einengen.“ (ebd.: 66)

Die Supervision ist damit aufgefordert reflexive Denkräume zu schaffen und die Fähigkeit der SupervisandInnen zu fördern, neue Perspektiven, Wahrnehmungen und Einschätzungen ihrer Konflikte und Problemlagen zu gewinnen und aus ihren begrenzten Problem- und Situationsdefinitionen heraus zu finden (vgl. Gröning 2013: 56). Dazu bedarf es psychologischer und soziologischer Aufklärung, d.h. es bedarf der Analyse objektiver und subjektiver Sinnstrukturen. Indem Supervision die überfordernden Individualisierungs- und Wettbewerbsansprüche aufdeckt, erhält sie damit eine entlastende Funktion (vgl. ebd.: 154f). Diese Verbindung zwischen sozialem und unbewusstem Sinn bleibt, wie Gröning konstatiert, der *„Königsweg der reflexiven Supervision“* (ebd.: 160).

Foucaults Konzept der Parrhesia, wonach das Gegenüber jemanden braucht, der/die die Wahrheit sagt, muss aus supervisorischer Perspektive ausdifferenziert und wissenschaftstheoretisch fundiert werden. Die hier aufgezeigten Theorierichtungen und Denktraditionen liefern hierzu einen ersten Zugang, den es zu erweitern gilt.

4. Der gesellschaftliche Standort von Supervision

Für die Supervision ist Anna Stachs Theorie der Radikalisierung instrumenteller Vernunft insbesondere in der Auseinandersetzung des von ihr problematisierten globalen Berufsmenschen von großer Bedeutung, da hier arbeitspolitische Veränderungen aufgezeigt werden, mit denen sich die Supervision, sowohl auf der gesellschaftlichen Ebene, wie auch auf der Ebene von SupervisandInnen kritisch auseinander setzen muss. In Verbindung mit den machttheoretischen gouvernementalen Diskussionen ergeben sich auch professionstheoretische Fragestellungen in Bezug auf die Verortung und das Selbstverständnis von Supervision. Maasen verweist auf die Gefahr, dass Supervision selbst zum Agenten marktförmiger Regierungsweisen werden kann:

„Je weniger Beratung als Schlüssel zum wahrhaft befreiten Selbst gilt, umso mehr avanciert sie zur Schlüsselkompetenz von Subjekten in einer neoliberal regierten und neosozial organisierten Gesellschaft. Sie wird zu einer Selbsttechnologie mit sozialitätsstiftender Wirkung, kurz: zu einer Regierungstechnologie.“ (Maasen 2011: 17)

Damit würde die Supervision nicht nur ihr förderliches, aufklärerisches und reflexives Potenzial verlieren, sondern sie wird in ihr Gegenteil verkehrt: sie würde in den Dienst neoliberaler Zwecke gestellt, ohne dies zu bemerken. In diesem Sinne sind die von Stach analysierten Reality-Formate zu verstehen. Sie inszenieren eine Art des Coachings, das unter dem Primat der Optimierung des Selbst steht. Bildung wird in diesem Sinne auf die durch Training vermittelte Aneignung von praktischen Kompetenzen reduziert. Die initiierten Optimierungsprozesse vermitteln zudem Normen und Weiblichkeitsentwürfe, die instrumentelle Vernunft zum Leitprinzip erklären. Coaching ist hier operationalisiert als Technologie der Selbst- und Fremdführung.

An dieser Stelle sei auf die neuen Beratungskritiken verwiesen, die sich auf die Frage der *„Mikrophysik der Macht“* (Foucault) beziehen und den Gouvernementalitätsdiskurs aufgreifen. Gröning sieht die Supervision herausgefordert sich hierzu zu verhalten und sich der gesellschaftlichen Verantwortung, die Supervision trägt, zu stellen und sich dieser nicht zu entziehen

(vgl.: Gröning 2013 14). In der Auseinandersetzung mit dieser Herausforderung schlägt Gröning mit Verweis auf Brumlik (Brumlik 2002) einen theoretischen Rahmen vor, der mit den gouvernementalen Regierungsweisen bricht und den menschlichen Lebenslauf in seinen Sinndimensionen als Perspektive in die Supervision mit einbezieht.

„Bildung – und als pädagogische Handlungsform auch Beratung – hätten demnach auch die Bedeutung, die in der Beratung erzählten Probleme und Fragen auf der Folie des Lebenslaufes und der Idee des guten Lebens zu verstehen.“ (Gröning 2013: 50)

Eine Perspektive auf das gute Leben, auf das sich auch Brumlik und Gröning beziehen, wurde unlängst von der Philosophin Martha Nussbaum in ihrer Konzeption des Capability Approach artikuliert. Der Capabilities Approach ist in der neuhumanistischen Tradition zu verorten und formuliert eine neuaristotelische Minimaethik des Guten Lebens, die der Verletzbarkeit des Menschen sowie seiner körperlichen und emotionalen Bedürfnisse und seinem Angewiesensein auf Andere Rechnung trägt. Damit bildet dieser Ansatz als supervisorische Perspektive ein Gegengewicht zu instrumenteller Vernunft und Selbstoptimierung und kann als Ergänzung zu dem von Foucault beschriebenen Konzept der Selbstsorge heran gezogen werden. Im Einklang mit dem zuvor heraus gearbeiteten verzerrten Blick auf sich selbst und den eigenen Lebenszusammenhang postuliert Nussbaum, dass Wünsche, Bedürfnisse und Gefühle auf Grund äußerer Verhältnisse entstell sein können und die Möglichkeit, ein gutes Leben führen zu können, einschränken (vgl. Nussbaum 1999: 40f). Aus dieser Perspektive ist es Aufgabe von Supervision die SupervisandInnen zu einem guten Leben zu befähigen. Mit seiner liberalen Ausrichtung, die auf die Herstellung von Realfreiheiten (Capabilities) zielt, grenzt sich dieser Ansatz gleichzeitig von pastoralen (Foucault) Beratungsformen ab, die SupervisandInnen lenken und führen. In der Auseinandersetzung mit Selbstoptimierung und den neuen Beratungskritiken bieten diese neuhumanistisch fundierten Ansätze und Theoriegebäude eine gesellschaftliche Positionierung von Supervision jenseits von Wettbewerbs- und Marktideologien.

Literatur:

- Conzen, P. (2010): Erik H. Erikson. Grundpositionen seines Werkes, Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Flick, S. (2013): Leben durcharbeiten. Selbstsorge in entgrenzten Arbeitsverhältnissen, Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Gröning, Katharina (2001): Supervision in gesellschaftlicher Verantwortung. Zum Problem der moralischen Perspektiven in Supervisionsprozessen. Eine Würdigung des Supervisionsverständnisses von Gerhard Wittenberger. In: Forum Supervision. 9. Jg. Heft 18, S. 51-64.
- Gröning, K. (2006): Pädagogische Beratung. Konzepte und Positionen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gröning, K. (2007): Supervision zwischen traditionellen Institutionen und modernen Zeiten, in: Forum Supervision, Heft 30, S. 82-92.
- Gröning, K. (2013): Supervision. Traditionslinien und Praxis einer reflexiven Institution, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gross, R. (2012): Angst, Depression und die Verleugnung von Abhängigkeit. Ein Essay, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 37, S. 439-453.
- Maasen, S. (2011): Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen‘ Siebzigern: Eine Perspektivierung, in: Maasen, S./Elberfeld, J./Eitler, P./Tändler, M. (Hrsg.): Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen‘ Siebzigern, Bielefeld: transcript Verlag, S. 7-33.
- Nussbaum, M. (1999): Gerechtigkeit oder Das gute Leben, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Parin, P. (1992): Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt (Neuaufgabe).
- Pongratz, H. (2004): Der Typus „Arbeitskraftunternehmer“ und sein Reflexionsbedarf, in: Buer, F./Siller, G. (Hrsg.): Die flexible Supervision. Herausforderungen-Konzepte-Perspektiven. Eine kritische Bestandsaufnahme, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17-34.
- Stach, A. (2013): Weiblichkeitsentwürfe im Kontext der Radikalisierung instrumenteller Vernunft – Eine empirische Analyse medialer Weiblichkeitsentwürfe und kultureller Muster im Reality-TV sowie ihrer Rezeption (unveröffentlichtes Manuskript der Habilitationsschrift 2013).
- Wittenberger, G. (2008): Emanzipatorische Praxis – Psychoanalyse – Supervision, in: Forum Supervision, Heft 31, S. 66-76.
- Wurmser, L. (1993): Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schameffekten und Schamkonflikten, Berlin: Springer Verlag (2. erw. Auflage).

Mentalitätswandel in der sozialen Arbeit – Perspektiven für die Supervision

Zusammenfassung:

Innovativ, effizient und kundenorientiert zu sein, damit werben aktuell viele Träger sozialer Dienstleistungsunternehmen. Ein Übergang von wohlfahrtsstaatlicher zu neoliberaler Gouvernamentalität hat stattgefunden. Die Position und Funktion von Sozialpolitik und sozialen Dienstleistungen wurde als Folge neu definiert. Inspiriert von Michel Foucault reflektiere ich im Folgenden darüber, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen sich soziale Trägerorganisationen von wertorientierten Non-Profit-Organisationen zu wettbewerbsfähigen Dienstleistungsunternehmen gewandelt haben. Ausführlich setze ich mich hier mit dem Problem der Arbeitszeit auseinander, das sich meines Erachtens gut eignet, um diesen Wandel zu diskutieren. Ich gehe der Frage nach, mit Hilfe welcher Diskurse, Praktiken und Mechanismen Möglichkeiten eröffnet wurden, diese Transformation durch zu setzen und formuliere schließlich die Fragen, derer sich Soziale Arbeit u.a. in supervisorischen Reflexionsräumen nicht entziehen kann.

Stetige Veränderungen im Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit gehen einher mit einem Wandel der Mentalität der hier Tätigen. Jedoch vollzieht sich dieser Wandel nicht isoliert in diesem spezifischen Arbeitsfeld, sondern ist Teil gesellschaftlicher Entwicklungen. Was aber bedeutet Mentalität und was macht ihren Wandel aus? Nach Vester (Vester 1996) hebt Mentalität auf die „Tiefenschichten“ des Bewusstseins und damit auf die tiefer verankerten und weniger leicht veränderlichen Denkmuster ab. Michel Foucault hat in dem Begriff „Gouvernementalität“ die Begriffe „Regieren“ und „Mentalität“ zusammengeführt. Er deutet darauf hin, dass Herrschaftsausübung immer auf einer kollektiven Mentalität basiert, die eine bestimmte Herrschaftsform als vernünftig, notwendig und unvermeidlich akzeptiert (vgl. Dimmel 2005: 303).

1. Gouvernamentalität – wie freie Menschen regiert werden

Thomas Lemke beschreibt in seinem Buch „Gouvernementalität und Biopolitik“ Foucaults Konzept der Gouvernamentalität, das er als Antwort auf die Kritik er vernachlässigte die Auseinandersetzung mit dem Staat erarbeitet hat. Für Foucault sei der Staat in seinen verschiedenen Ausprägungen das Produkt von Regierungshandeln (vgl. Lemke 2007b: 48). Es gehe somit nicht darum, „den Staat“ zu untersuchen, sondern nur die Tätigkeit des Regierens. Dem Staat werde eine bestimmte Rolle und Stellung zugewiesen, die abhängig von der historisch gültigen Rationalität des Regierens sei.

Foucault bezeichnet als „Regierung“ jede Führung von Menschen, in Familie, Schule, aber auch Unternehmen oder Organisationen. Dabei sei staatliche Führung nur als Spezialfall zu verstehen, als „Führung von Führungen“ (Bröckling 2007: 32). Es sei die Kunst, alle Mikrobeziehungen, in denen sich Regierung vollziehe, so zu bündeln, dass ein funktionierendes Staatswesen entstehe (vgl. Lemke 1997: 149).

Der Begriff „Regierung“ bezieht sich nach Foucault nicht nur auf politische Strukturen oder staatliche Apparate, sondern allgemeiner auf die Kunst der Menschenführung und erfasst das

Zusammenspiel von Wissensformen, Machtstrategien und Subjektivierungsmodi (vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000). Speziell während des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert sei nach Foucault *Gouvernementalität* beobachtbar gewesen. Ursache sei das Aufkommen liberaler Theorien gewesen, die die Menschen als grundsätzlich freie Individuen sehen, welche in der Lage seien, rationale Entscheidungen zu ihrem Vorteil zu treffen. Die Folge sei eine neue Rationalität des Regierens gewesen, bei der weniger über Gesetze als viel mehr über Strategien und Taktiken regiert werde (vgl. Foucault 2004: 150). Nicht die Handlungen der Individuen würden normiert und kontrolliert, sondern die Rahmenbedingungen so arrangiert, dass sich die Individuen entsprechend der Regierungsrationalität verhielten. *Gouvernementalität* sei „*die aus den Institutionen, den Vorgängen, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken gebildete Gesamtheit*“ (ebd.: 162), welche es ermögliche, diese spezifische Machtform auszuüben, indem sie in die Selbstbildungsprozesse der Individuen eingreife.

Der Bereich des Politischen, die Regierungsmacht, sei eingeschränkt worden und ihr gegenüber weitgehend autonome Bereiche der Wirtschaft und der Zivilgesellschaft gestellt, in denen Individuen ihre Freiheit ausüben können. Das habe zum Wohlstand der gesamten Gesellschaft beitragen sollen (vgl. Burchell 1996: 25). Die Kunst des liberalen Regierens, die sich die Aufgabe der Regierung freier Individuen stelle, benötige jedoch immer auch die Individuen, die auf diese Weise regiert werden können und die zunächst heraus gebildet werden müssten. Gewünscht seien Individuen, „[...] *who do not need to be governed by others, but will govern themselves, master themselves, care for themselves*“ (Rose 1996: 45). Das Konzept der *Gouvernementalität* verknüpft unter dem Begriff der Regierung die Entstehung moderner Staaten mit modernen Subjektivierungsformen (vgl. Lemke 1997: Vorwort).

Die Tätigkeit des Regierens von Individuen beschränke sich nicht nur auf den Einflussbereich staatlicher Autorität. Um Menschen aus der Ferne regieren zu können, sei es notwendig Institutionen von Bürokraten, Managern und Experten zwischen Staat und Bevölkerung zu schalten. Sie seien für die Bereiche zuständig, die außerhalb der Politik zu finden seien, um dort für normgerechtes Verhalten von Individuen zu sorgen.

Und hier ist die Soziale Arbeit von Bedeutung. Ihre hauptsächliche Aufgabe ist einerseits die Initiierung und Begleitung von Selbstbildungsprozessen und andererseits die Anpassung an gesellschaftliche Normen zu gewährleisten. Sozialarbeiter praktizieren sozusagen „Fremdführungstechniken“ (Kessl 2005: 36) und soziale Dienstleistungsunternehmen stellen eine dieser Institutionen zur Führung von Individuen dar. In Unternehmen ebenso wie in Familie, Schule, Universitäten und anderen Institutionen entfalten *gouvernementale* Strategien ihre Machtwirkung auf Individuen und bestimmen ihre Selbstformungsprozesse. *Gouvernementalität* geschieht insofern in einem Wechselspiel zwischen Herrschaftstechniken und Selbsttechniken, zwischen Selbstführung und Fremdführung in vielen Bereichen der Gesellschaft (vgl. Lemke 2007a: 37). *Gouvernementalität* sei ein Produkt von Regierungsstrategien und löse folglich auch die in den Sozialwissenschaften übliche Trennung in Staat, Markt und Zivilgesellschaft, ebenso wie die Annahme voneinander unabhängiger Systeme wie Wirtschaft, Politik und Bildung auf (vgl. Rose 1996: 37f).

Fremdführung und Selbstführung wechselten sich ab. Autonomiegewinn und Unterwerfung fänden parallel statt (vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 12). Genauso wie absolute Autonomie und totale Befreiung aus der Unterdrückung unmöglich sei, sei auch Selbstführung Teil von

Regierungsprogrammen und nicht die Befreiung davon (vgl. Kessl 2005: 51). Regierungsprogramme könnten ebenso nie eins zu eins umgesetzt werden, da die beteiligten Akteure immer auch die Möglichkeit der Modifikation und widerständigen Aneignung hätten (vgl. Bröckling 2007: 38-42). Gouvernamentalität setzt also ein spezifisches Machtverständnis voraus. Nach Foucault ist Machtausübung nur gegenüber Individuen möglich, die grundsätzlich auch anders handeln könnten. Macht setze also freie Individuen voraus und immer sei auch die Möglichkeit zum Widerstand gegeben.

„Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.“ (Foucault 1983: 116)

Kritik und Veränderungen gingen wieder in Regierungsprogramme ein. Der Widerstand bestimmte also die Richtung der Macht mit (vgl. Bröckling 2007: 40).

2. Die Entwicklung von der wohlfahrtsstaatlichen zur neoliberalen Gouvernamentalität

Die Aufgaben, die dem Staat, der Wirtschaft und der Zivilgesellschaft zugeschrieben wurden, sowie das Verhältnis zwischen diesen Bereichen haben sich während der Entwicklung vom liberalen Staat des 19. Jahrhunderts über den Wohlfahrtsstaat zum neoliberalen Wettbewerbsstaat mehrfach verschoben. Die o.g. Institutionen haben sich transformiert und in neuem Kontext verortet. Bedeutsam ist somit die Rolle, die der Sozialpolitik und sozialen Dienstleistungen in den unterschiedlichen Staatsprojekten zugewiesen wird.

Die Profession Sozialarbeit konnte sich mit der Entwicklung des Wohlfahrtsstaates in ihrer Funktion als verlängerter Arm des Staates etablieren. Das Soziale wurde hier zum Aufgabenbereich des Regierungshandelns und es entstand der Begriff der Sozialpolitik. Zuvor fand Soziale Arbeit nur im Bereich privater Wohltätigkeit statt. Auf dem aktuellen, neoliberalen Hintergrund wird ihr eine wettbewerbs- und marktwirtschaftliche Funktion zugewiesen. Sie gilt als Investition in „Humankapital“ und soll Kosten infolge sozialer Exklusion oder Kriminalität verhindern.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren die negativen Auswirkungen des Industriekapitalismus deutlich zu spüren und mündeten in eine Krise liberaler Gouvernamentalität. Die Reproduktion der Arbeitskraft musste sichergestellt werden. Die Arbeiterbewegung löste erheblichen Druck aus und so sah sich der Staat gezwungen, den sozialen Folgewirkungen der kapitalistischen Produktionsweise zu begegnen. Sozialversicherung und Soziale Arbeit wurden eingeführt (vgl. Rose 1996: 48).

Regieren im Wohlfahrtsstaat war eine „*Regierung des Sozialen*“ und eine „*Regierung durch die Gesellschaft*“ (vgl. ebd: 39f). Für diese Aufgabe war das Vorhandensein von Expertenwissen notwendig. Die Bereiche der Bildung, Gesundheit, sozialer Fragen und Probleme waren folglich in Regierungsprogramme eingebunden. Hier wurde im Sinne des Staates gehandelt, der dadurch eine Position fast uneingeschränkter Definitionsmacht über soziale und individuelle Probleme bekam (vgl. ebd: 54). Diese enge Verbindung von Expertenwissen und Politik ist laut Rose ein wesentliches Merkmal für und auch ein wichtiger Kritikpunkt an wohlfahrtsstaatlicher Gouvernamentalität.

Auch die Soziale Arbeit hatte diesen Expertenstatus. Wie oben erwähnt wurde sie als eine

„öffentliche Instanz geschaffen, die für die Selbstführungsfähigkeiten der Menschen ver-

antwortlich sein soll, deren Lebensführung durch soziale Probleme beeinflusst ist.“ (Kessl 2005: 36)

Sie sollte die Subjekte herausbilden, die wohlfahrtsstaatliche Gouvernamentalität brauchen, nämlich

„a subject of needs, attitudes and relationships, a subject who was to be embraced within, and governed through, a nexus of collective solidarities and dependencies.“ (Rose 1996: 40)

Im Wohlfahrtsstaat wurden Subjekte als soziale Subjekte mit Anspruch auf soziale Absicherung und Erziehung deklariert, die aber auch soziale Verpflichtungen übernehmen sollten (vgl. ebd.: 49).

Seit dem Ende der siebziger Jahre wird diese Regierungsform angezweifelt und kritisiert, was in eine weitere Krise und Transformation der Sozialen Arbeit mündete. Wirtschaftliche Ineffizienz und unbezahlbare Kosten wurden unterstellt und der Vorwurf, die Menschen würden entmündigt, ausgesprochen (ebd.). Eine Lösung habe man in der Übernahme des neoliberalen Paradigmas gesehen. Wirtschaftlicher Erfolg und Selbstverwirklichung der Individuen stellten keinen Widerspruch mehr dar. Die Voraussetzung für wirtschaftliche Entwicklung des autonomen Subjekts sei der Wettbewerb am freien Markt (vgl. Bröckling 2007: 61). Es sei aber nicht wie in der liberalen Markttheorie darum gegangen, dass der Staat den Markt möglichst ohne Eingriffe nach seinen „natürlichen“ Regeln funktionieren lassen sollte, stattdessen sei in dieser neoliberalen Theorie die aktive Herstellung einer permanenten, ungestörten Wettbewerbssituation als wichtigste Aufgabe des Staates gesehen worden, um das optimale Funktionieren des Marktes zu gewährleisten (vgl. Bruchell 1996: 23).

Formale politische Entscheidungsträger und soziale Akteure entfernten sich in dieser Regierungsform voneinander. Die Expertenmacht wurde zurückgedrängt, um die Entscheidungsmöglichkeiten der Individuen zu erhöhen (vgl. Rose 1996: 53f). Man beschrieb die zu regierenden Subjekte als autonom und eigenverantwortlich. Sie sollten frei wählen können. Regieren bedeutete zwar deren Freiheit zu formen, sie jedoch auch für Regierungszwecke zu nutzen. Neoliberale Gouvernamentalität orientiert sich also an Begriffen wie Freiheit und Wettbewerb (vgl. Dzierzbick 2006: 223). Sie ist

„eine Macht, die sich als Steuerung begreift, die nur durch die Freiheit und auf die Freiheit eines jeden sich stützend sich vollziehen kann.“ (Foucault 2004a: 79)

Die von einer neoliberalen Regierung geführten Individuen werden von Rose (1996) und Bröckling (2007) mit Bezug auf Foucault als „Unternehmer ihrer Selbst“ bezeichnet. Das „unternehmerische Selbst“ sei selbstbestimmt, übernehme Eigenverantwortung, befinde sich ständig im Wettbewerb, arbeite daran sich stetig zu verbessern und müsse „durch permanentes Regierungshandeln geschaffen und aktiviert werden“ (Bröckling 2007: 60). Neoliberale Gouvernamentalität verfüge über das Wissen, die Personen und Institutionen, Praktiken und Regelungen, die die Individuen permanent zur Arbeit an sich selbst zwingen und in Konkurrenz zueinander setze.

3. Reflexion über Macht und Herrschaft

Recherchiert man in der Fachliteratur, so findet man den Herrschaftsbegriff sehr ambivalent beschrieben. Es wird auf Ungleichheiten und Hierarchien zwischen den Menschen verwiesen und häufig geht es um die Analyse und Kritik der Machtausübung über Untergeordnete und Abhängige. Unverkennbar verändert Herrschaft auch in Arbeitszusammenhängen ihre Gestalt. Sie ist heute weniger autoritär, doch in der Bürokratie spürbar und wird in weniger eindeutiger Form erlebt. Es scheint, als sei Herrschaft im klassischen Sinn unsichtbar, doch vielleicht haben sich die Regeln der Herrschaftsausübung nur verändert.

3.1 Kontrolle und Bürokratie

Es gehört zum Wesen der Bürokratie, ein Höchstmaß an Eindeutigkeit, Kalkulierbarkeit und Erwartbarkeit herzustellen. Max Weber folgend sind die Herrschaftsformen am effektivsten, die Ambivalenz und autonomes Verhalten unterdrücken und eindeutige Handlungsanweisungen geben, wie sie z.B. in modernen Organisationen mit Hilfe der Qualitätsmanagementprozesse angestrebt werden. Weber sah die „Herrschaft durch Organisation“ jedoch kritisch, denn gleichsam als Nebenfolge der „okzidentalischen Rationalisierung“ und „unendlichen Entzauberung“ entstehe das „stahlharte Gehäuse“ der Hörigkeit (vgl. Heise 2008). Scheinbar unbemerkt wachsen Entfremdung, Expertenherrschaft und einseitiges, instrumentalisiertes Wissen.

Weber ging der Frage nach, wie in der Moderne im Gegensatz zu traditionellen Gesellschaften Herrschaft ausgeübt wird. Als typische Herrschaftsform demokratischer Gesellschaften beschrieb Weber die Bürokratie. Sie sei durch eine spezifische Binnenstruktur charakterisiert (vgl. Mayntz 1968). Sie weise ein arbeitsteiliges Strukturmuster auf, in dem jedes Mitglied festgelegte Entscheidungsbefugnisse und Pflichten mit der entsprechenden Befehlsgewalt habe. Entscheidungsbefugnisse und Befehlsgewalten seien durch Regeln personenunabhängig festgelegt. Dadurch entstehe eine formale, personenunabhängig gedachte Struktur. Organisationsmitglieder würden im Hinblick auf das Hineinpassen in die Struktur ausgesucht.

Ein bürokratisches System beinhalte ein festes Muster von Über- und Unterordnungsverhältnissen, eine sogenannte Amtshierarchie, die die Abstimmung zwischen Aufgabenbereichen garantieren solle. Die Befehlsgewalt jeder Amtsinstanz sei klar geregelt. Treten Konflikte auf, dass etwa einzelne Positionsinhaber Kompetenzen überschreiten oder Aufgaben nicht wahrnehmen, müsse die nächst höhere Instanz eingeschaltet werden. So könne man neben dem Befehlsweg von oben nach unten, von einem sog. Appellationsweg sprechen. Bei Beschwerden oder interpersonellen Konflikten hingegen vollziehe sich der Weg anders herum.

Auch die Aufgabenerfüllung erfolge nach festgesetzten Regelungen. Diese würden festschreiben, welche Leistungen vom Einzelnen zu erbringen sind und wer mit wem über welche Angelegenheiten wie kommunizieren dürfe oder müsse. Alle Aktivitäten würden aktenmäßig abgewickelt, d.h. die Kommunikation erfolge über den Dienstweg, also über Briefe, Formulare, Aktennotizen usw. Diese Schriftstücke werden aufbewahrt. Sie sollen alle entscheidenden innerorganisatorischen Maßnahmen kontrollierbar machen (vgl. ebd.). Diese Organisationsform konstituiert sich folglich durch eine perfekt geplante, formalisierte Binnenstruktur, die maximale Zielerreichung garantieren soll. Das organisatorische Grundmuster kann sich aus instrumenteller und aus anthropologischer Sicht jedoch als problematisch erweisen. Starre bürokratische

Strukturen behindern innerorganisatorische Innovationen, die häufig erst durch nicht kontrollierbare Veränderungen der Umwelt ermöglicht werden. Die strukturelle Festlegung des Gesamtsystems führt auch zur Lähmung von Initiativefreude und Kreativität des Einzelnen, wodurch eine solche Organisation innovationsfeindlich würde.

Mit der "Bürokratie" umreißt Weber einen stilisierten Typus beruflicher Systeme in modernen Gesellschaften. Das einzelne Organisationsmitglied hat sich gewissermaßen entpersönlicht und ausschließlich rational in das organisatorische Gesamt einzufügen. Individuelle menschliche Handlungsräume in Organisationen sind dadurch auf ein Minimum reduziert, ja bereits das Bedürfnis nach ihnen erscheint schon fast als "Störfall".

Unter historischen Gesichtspunkten besteht nach Weber (Weber 1976) der gesellschaftliche Fortschritt der Bürokratie gerade in der Einschränkung individueller und emotional bestimmter Handlungsmöglichkeiten. In vorbürokratischen, patriarchalischen Gesellschaften erfolgte Machtausübung durch Einzelne oder Personengruppen, die ausschließlich auf dem Hintergrund individueller, nicht-rationaler Herrschaftsformen Macht nach Belieben ausüben konnten. In der Bürokratie begegnet uns demgegenüber eine Form der Herrschaft, die "*aus dem Verlangen nach Rechtsgarantien gegen Willkür*" (ebd.: 565) individuelle Machtausübung durch strukturelle, rational bestimmte Macht ersetzt. Sie ist dementsprechend auch eine typische Begleiterscheinung von Demokratien, in denen soziale und ökonomische Unterschiede nivelliert werden.

Laut Habermas werde der "gesellschaftliche Fortschritt", der dem Bürokratiemodell innewohnt, "*durch den potentiellen Freiheitsentzug des einzelnen erkauf*t" (Habermas 1981: 477). Und wie Goffman (Goffman 1981) zeigt, führt diese Organisationsform in ihrer pervertierten Extremvariante, als "totale Institution" zu vielfältigen psychischen Deformationen.

Extrem bürokratische Systeme sind heute selten, jedoch bildet die Bürokratie das strukturelle Grundmuster vieler Organisationen. In vielen sozialen Dienstleistungsunternehmen ist außerdem zu beobachten, dass die Leitung die direkte Kontrolle aufgegeben hat und sich die Handlungsspielräume der beschäftigten Mitarbeiter vergrößert haben. Direkte Handlungskontrolle durch den Vorgesetzten wurde durch Selbstorganisation oder Steuerung anhand von Kennziffern abgelöst. Es sind neue komplexe Formen von Herrschaft entstanden, die auf Selbststeuerung und „Techniken des Selbst“ (Foucault 2009) setzen und durch eine bewusste Aufhebung von Grenzen, durch die Rücknahme hierarchischer Kontrolle, durch Ambivalenz und Mehrdeutigkeit gekennzeichnet sind. Es ergeben sich soziale Räume der Unbestimmtheit, in denen nicht mehr klar ist, wer welche Verantwortlichkeiten, Weisungsbefugnisse und Aufgaben hat und wie diese zu begründen sind. Beck und Lau (Beck/Lau 2004) mahnen, dass daraus folgend Probleme der Handlungskoordination entstünden, und dass es zu individuellen und kollektiven Entscheidungskrisen kommen könne.

Mitarbeitern sozialer Organisationen wird aktuell ein hohes Maß an Flexibilität abverlangt bzw. erlaubt und die Führung vom Kontroll- und Sanktionsaufwand entlastet. Gleichzeitig erschwert sich bei dieser „Herrschaftsform“ der Widerstand, hingegen wird die Übernahme und Verinnerlichung von Zielen und Verhaltenserwartungen gefördert.

3.2 Ambivalenzen am Beispiel von Arbeitszeit

Ein zentrales Problem sozialer Arbeit ist die ihr zur Verfügung stehende Zeit geworden. Über ihre Beschränktheit und die vielschichtigen Auswirkungen auf professionell Tätige und von Pflege und Betreuung abhängiger Menschen, ist viel geschrieben worden. Zeit kann man jedoch auch als eine zentrale Dimension von Herrschaft sehen, denn Herrschaft ist immer auch Herrschaft über die Zeit anderer. Freiheitsentzug im Gefängnis ist eine Verfügungsgewalt über Zeit eines Menschen, der bestraft werden soll, ebenso wie das „Nachsitzen“ eines Schülers in der Schule.

Innerhalb eines Betriebes ist man als „abhängig Beschäftigter“ nicht frei zu tun und zu lassen, was man will, sondern unterliegt auch hier einem Herrschaftsverhältnis. Dies ist formal durch das Arbeitsverhältnis, den Arbeitsvertrag begründet, worin dem Arbeitgeber überspitzt formuliert für eine bestimmte Zeit die Verfügungsgewalt über die eigene Lebenszeit eingeräumt wird. Deutliches Symbol betrieblicher Herrschaft durch und über die Zeit war und ist vielerorts die „Stechuhr“. Mit der Stechuhr wird festgehalten, wann jemand seine Arbeit beginnt, beendet und ob er zu spät kommt oder zu früh geht.

Die betriebliche Arbeitszeitorganisation ist ein zentrales Element gesellschaftlicher Zeitarrangements. Die Art und Weise wie Arbeitszeit organisiert wird und wie damit zugleich Arbeits- und Freizeit aufeinander bezogen und institutionell voneinander getrennt werden, hat weittragende Konsequenzen. Setzt man sich folglich mit der Entwicklung betrieblicher Arbeitszeitorganisationen auseinander, untersucht man unweigerlich die betrieblichen und gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse und den Wandel moderner Gesellschaften.

Betriebliche Arbeitszeitorganisation war historisch meist Gegenstand politischer Auseinandersetzungen. Die Arbeitszeit und ihr Verhältnis zur arbeitsfreien Zeit ist immer umstritten und umkämpft worden. Neben bis heute anhaltenden Auseinandersetzungen um die Länge und Dauer der Arbeitszeit beobachte ich rückblickend eine Entwicklung, die auf ein verändertes Herrschaftsverhältnis schließen lässt. In immer mehr Organisationen wird „Vertrauensarbeitszeit“ eingeführt. Arbeitszeit wird nicht mehr erfasst und kontrolliert, vielmehr vertraut das Unternehmen darauf, dass die Beschäftigten ihre Arbeitszeit „freiwillig“ für die Ziele des Unternehmens nutzen. Der Verzicht auf die Eindeutigkeit des Herrschaftssymbols „Stechuhr“ muss folglich einen Wandel betrieblicher Herrschaftsformen ausgelöst haben (Böhm 2004). Böhm bemerkt hierzu, dass Gewerkschaften und Betriebsräte, die bisher den „Terror der Stechuhr“ angeprangert und für mehr Selbstorganisation und Flexibilität gestritten hätten, nun der Vertrauensarbeitszeit skeptisch bis ablehnend gegenüberstünden. Kratzer und Fuchs beschreiben, dass Beschäftigte umso länger arbeiten würden, je mehr Freiheiten sie in der Arbeit hätten (Kratzer/Fuchs 2005).

Einer Studie zur Arbeitszeitberichterstattung zufolge entspräche bei gut 50 Prozent aller Beschäftigten, die vorgegebene Arbeitszeiten haben, die tatsächliche Arbeitszeit der vertraglich vereinbarten Arbeitszeit, d.h. sie leisten keine Mehrarbeit. Das sei bei sich selbst steuernden Beschäftigten anders. Hier würden nur 30 Prozent angeben, ihrer vertraglichen Arbeitszeit entsprechend zu arbeiten, während 39 Prozent angeben hätten, dass sie wöchentlich mindestens 4 Stunden länger arbeiten würden. Deutlich sei jedoch auch geworden: Je höher der berufliche Status und je höher die betriebliche Position, desto wahrscheinlicher sei es, dass die Arbeitszeit

variabel und selbstgesteuert sei und die Beschäftigten Mehrarbeit leisteten. Generell steige mit höherem Qualifikationsniveau der Grad der „Arbeitszeit-Freiheit“ (vgl. Trautheim-Kalms 1995) und genauso auch die Länge der tatsächlichen Arbeitszeit (vgl. Kratzer/Fuchs 2005). Vertrauensarbeitszeit korrespondiert folglich mit Arbeitszeitverlängerung und könnte beantworten, warum Betriebsräte und Gewerkschaften skeptisch reagieren. Befürchtet wird, dass

„die Entkoppelung von Leistung und Zeit sowohl zu einer Entgrenzung (Ausweitung der betrieblichen Verfügung über individuelle Zeit) als auch zu einer verstärkten Selbstrationalisierung (Verdichtung) der Arbeitszeit“

führe (Böhm 2004: 62). Trotzdem erklären diese Befürchtungen nicht ausreichend, warum die Rückkehr zu Kontrollformen diskutiert wird, die jahrzehntelang bekämpft wurden.

Die Stempeluhr trennt einen selbstbestimmten von einem fremdbestimmten Lebensbereich und den Raum gesellschaftlicher und betrieblicher Herrschaftsverhältnisse. Sie ist ein Instrument der zeitlichen Begrenzung individueller Freiheit und der zeitliche Rahmen der Ein- bzw. Unterordnung unter einen bestimmten Herrschaftszusammenhang. Die Stechuhr markiert die Grenze von Freiheit, aber sie markiert auch die Grenze von Herrschaft. Sie ist daher nicht nur ein Herrschaftsinstrument, sondern auch ein Instrument zur Begrenzung von Herrschaft. Es ist gerade die Wechselseitigkeit und Objektivität der Zeiterfassung, die für die Arbeitszeitpolitik von Beginn an grundlegend war:

„Und selbst nachdem die Zeit zur allgemeinen Bemessungsgrundlage geworden war, blieb sie doch lange pures Herrschaftswissen. Der gemeine Arbeiter sollte nicht wissen, welche Stunde geschlagen hatte, und selbst wenn er es gewusst hätte, er hätte mit seiner Kenntnis nichts ausrichten können. Deshalb wurde bekanntlich in den frühen Arbeitsordnungen das Mitbringen von Taschenuhren [...] in die Manufaktur bzw. Fabrik mit der sofortigen Entlassung bedroht. Diese Art der Unternehmerwillkür, frei über die Arbeitszeiten disponieren zu können, notfalls sich sogar zum Herren der Zeit zu machen, indem wie Quellen berichten, Fabrikuhren verstellt wurden, um dies zu demonstrieren, rief den Widerstand der Arbeiter hervor.“ (Rinderspacher 200: 52f)

Thorsten Möller veröffentlichte im Journal Supervision im April 2011 einen Diskurs zum pharmakologischen „Neuro-Enhancement“. Dieser noch nicht im täglichen Sprachgebrauch angekommene Begriff lässt sich als Gehirndoping beschreiben und kommt scheinbar Menschen im Beruf zu Gute, welche sich einem Leistungs- und Erfolgsdruck ausgesetzt sehen, den sie allein mit ihren körpereigenen Kräften nicht bewältigen können (vgl. Gehorn-Doping.info). Der Autor schreibt:

„Deutschland ist arm an natürlichen Rohstoffen und extrem abhängig von der Produktion von Wissen und der Leistungsfähigkeit seiner arbeitenden Bevölkerung. Die Konkurrenz im globalen Wissenswettbewerb ist groß und der Druck auf die Politik und die deutsche Wirtschaft, die richtigen Weichen zu stellen, wächst stetig. Wäre es denkbar, dass pharmakologisches „Neuro-Enhancement“ gefördert und gewollt durch Vorgaben des Staates, der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Institutionen in Zukunft eine immer bedeutendere Rolle spielen könnte? Substanzen, die die Arbeitnehmer belastbarer, motivierter und konzentrierter arbeiten lassen [...]“ (Möller 2011: 7)

Er skizziert eine Gesellschaft, die „so produktiv ist, dass sie dem weltweiten Wettbewerb dauerhaft gewachsen ist“ und stellt die Frage,

„was wäre, wenn andere Länder pharmakologisches „Neuro-Enhancement“ fördern oder sogar verordnen und die Politik in Deutschland aus gesellschaftsethischen Beweggründen diesem Trend durch eine restriktive Gesetzgebung entgegenwirken würde?“

(*ebd.*: 8)

Angesichts dieser Fragestellungen wird die Dimension gesellschaftlicher Veränderungen deutlich.

Betriebliche Herrschaft wandelt sich von einem hierarchisch-bürokratischen Anweisungsverhältnis zur Herrschaft eines Systems. Beschäftigte sind weniger mit konkreten Herrschaftspersonen und damit auch konkreten Grenzen ihrer Freiheit konfrontiert, sondern mit dem System selbst, dem Unternehmen und dessen Bedingungen, wie die Arbeit der Beschäftigten verwertet werden kann. Herrschaft findet nicht mehr direkt sichtbar, sondern indirekt statt. Die neue Autonomie der Beschäftigten ist die Freiheit, sich selbst in Auseinandersetzung mit den Anforderungen des Systems zu steuern und zu guten Ergebnissen zu kommen. Die Strafe ist dann nicht mehr die Sanktion durch den Vorgesetzten, sondern der eigene Misserfolg.

Die zunehmende Zeitpunkt- und Ergebnisorientierung lässt Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit in den Hintergrund treten (vgl. Sauer 2004). Die Grenze zwischen Arbeits- und Lebenszeit wird durchlässiger und das Ziehen einer Grenze für den einzelnen Beschäftigten kann zur existenziellen Lebensfrage werden. Die gegenwärtig sichtbare Zunahme psychischer Belastungen und daraus resultierender Krankheiten ist eine Folge des steigenden Leistungsdrucks und individueller Zeitnot. Es ist allen klar, dass Stechuhren oder ähnliche Instrumente der Zeitkontrolle keinen Schutz mehr bieten würden, denn eine Vielzahl an Aufgaben müssen erledigt, Termine eingehalten und Ergebnisse erbracht werden. Druck verstärkend wirken hohe Kundenanforderungen, begrenztes Personalvolumen und offen formulierte Rendite-Erwartungen.

4. Der Wandel der Sozialpolitik und Sozialen Arbeit hin zu Wettbewerbssituationen

Im Folgenden soll nun zur politischen Ebene zurückgekehrt werden. Im Sinne der Governementalität verhält sich der Staat wie ein Unternehmer und übt hauptsächlich steuernde Funktion aus, mit dem Ziel andauernden Wettbewerb sicherzustellen. Rose beschreibt eine „*Entstaatlichung der Regierung*“ (Rose 1996: 41). Sozialpolitik und soziale Dienstleistungen sind somit neu zu definieren. Sozialpolitik werde im Gegensatz zur tragenden Rolle im Wohlfahrtsstaat nun als Unterstützung für die Wirtschaft zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit gesehen. Es gehe um Investition in Humankapital zur (Wieder-)Herstellung von Beschäftigungsfähigkeit. Sozialpolitik werde hauptsächlich als Kostenfaktor wahrgenommen und Investitionen ins Humankapital müssten wirtschaftlich sein (vgl. Berthold 1997: 8).

Es ergaben sich dadurch wesentliche Veränderungen für Träger sozialer Leistungen. Der Staat beschränkte sich auf die formale Rolle der Steuerung und Finanzierung. Er war nicht mehr Erbringer, sondern Auftraggeber und Käufer von Dienstleistungen. Die Leistungserbringer erhielten zwar mehr Verantwortung, wurden aber durch finanzielle Einschränkungen sehr diszipliniert. Aus der Liberalisierung öffentlicher Dienstleistungen entstanden „Quasi-Märkte“, auf denen „KundInnen“ die „Produkte“ ihrer Wahl kaufen können (vgl. Rose 1996: 54). Soziale Arbeit spielt in dieser Wettbewerbssituation eine Doppelrolle: sie ist wichtiger Akteur bei der Herstellung „unternehmerischer Subjekte“, gleichzeitig wird jedoch die Funktion Sozialer Arbeit erneuert. Trägerorganisationen bekommen eine andere Position und müssen sich als Dienstleister am Markt verhalten.

Zusammengefasst formuliert Rose folgende spezifischen Veränderungen für den Übergang von wohlfahrtsstaatlicher zu neoliberaler Gouvernamentalität:

- ein neues Verhältnis zwischen Expertenwissen und Politik (vgl. ebd.: 54-56)
- Regierungsprogramme werden dezentral, zeitlich und räumlich verstreut von Einheiten und Personen umgesetzt, die formal autonom bleiben (vgl. ebd.: 43)
- Pluralisierung sozialer Technologien (vgl. ebd.: 56f)
- Neubestimmung des Subjekts der Regierung (vgl. ebd.: 57-61)

Beispielhaft fallen mir Elemente neoliberaler Praktiken im Sinne von Gouvernamentalität auf, die bei einem Wohlfahrtsverband, als Träger Sozialer Arbeit in Niedersachsen offensichtlich sind:

- Beziehungen werden über (Leistungs-)Verträge geregelt.
- Es werden zunehmend Lieferanten – Kundenbeziehungen beschrieben und die Leistungsverträge sind privatrechtlicher Natur.
- Der Wettbewerb ist etabliert.
- Die Kosten werden vom Auftraggeber bestimmt (Bezahlung nach Leistung, nicht nach Bedürfnissen), für die inhaltliche Qualität sorgt der Anbieter. Somit ist Kontrolle möglich, obgleich die Autonomie der Trägerorganisationen erhöht wurde.
- Durch die Autonomie, bei der Leistungserbringung wird Selbstverpflichtung und Verantwortlichkeit der MitarbeiterInnen erhöht.
- Untereinheiten sind etabliert, die selbst nach unternehmerischen Prinzipien geführt werden und unternehmerische Fähigkeiten von allen MitarbeiterInnen verlangen.
- Es zeigen Qualitätssicherungsmechanismen Wirkung, die ständige Dokumentation und Überprüfbarkeit fordern.
- MitarbeiterInnen werden durch Weiterbildung, Supervision und MitarbeiterInnengespräche gestärkt. Die Arbeit am eigenen Ich stärkt sie einerseits und stellt das Potential der MitarbeiterInnen heraus, andererseits unterwerfen sie sich kontinuierlich den Bedingungen des Marktes.

Im alltäglichen Arbeiten stößt man auf Verordnungen und Leistungskataloge, Leistungsverträge, Qualitätsmanuals, Leitbilder, Datenbanken, Entwicklungspläne, u.v.m. Begriffe wie „Markt“ und „Wettbewerb“ werden auf allen Hierarchieebenen wie selbstverständlich verwendet.

So müssen Organisationen wie diese, die hier als Beispiel dient und sozialpsychiatrische Leistungen anbietet, per Bescheid als Einrichtung der freien Wohlfahrtspflege anerkannt sein. Die formalen Kriterien müssen erfüllt sein, eine Bedarfsprüfung ist hingegen nicht vorgesehen. Die Instanzen, die psychisch kranke Menschen an diese Einrichtung verweisen, können also aus dem bestehenden Angebot frei wählen. Es wird eine Art „Pseudo-Markt“ hergestellt, auf dem die verschiedenen Einrichtungen miteinander konkurrieren und auf dem inzwischen viele profitorientierte Anbieter tätig sind. Da die festgelegten Entgelte nur bei hoher Auslastung für die Finanzierung der Einrichtung ausreichen, engagieren sich die MitarbeiterInnen dafür, dass die Einrichtung möglichst immer belegt ist. Die Präsentation der Organisation nach Außen hat einen wichtigen Stellenwert. Öffentlichkeitsarbeit wird professionell durchgeführt.

Mit jedem Betreuten wird ein Leistungsvertrag abgeschlossen. Der Sozialhilfeträger tritt dabei als privatrechtlicher Akteur auf. Dabei folgt Bezahlung nach Leistungsverträgen einer anderen Logik als die Finanzierung von Trägerorganisationen durch Subventionen. Bezahlt werden klar beschriebene Leistungen für einzelne Menschen in der Höhe, die der Gesetzgeber als ange-

messen sieht im Verhältnis zum erhofften Profit oder zur Vermeidung von Folgekosten. Die Höhe des Endgeldes richtet sich dabei nicht nach den Bedürfnissen der betreuten Personen oder der MitarbeiterInnen. Es ist also in die Verantwortung der Organisation, wie sie z.B. mit Weiterbildung oder Supervision umgeht.

Durch die künstliche Herstellung von Unternehmen auf einem ebenso künstlich hergestellten Markt entledigt sich das Land offensichtlich der Verantwortung für die Bezahlung der Mitarbeiterinnen und für die Qualität der Dienstleistungen, schafft aber gleichzeitig effiziente Machtmittel zur Kontrolle und zwingt Organisationen und Mitarbeiterinnen zu marktkonformem Verhalten.

Es scheint jedoch, als würden knappe finanzielle Mittel nicht als Hindernis für gute Betreuungsqualität gesehen. Es wird sogar als besondere Kompetenz gesehen, trotz knapper Mittel gute Betreuung bieten zu können. Über diese Mechanismen erreicht der Auftraggeber hohe Qualität der Dienstleistungen, obwohl oder gerade weil er keine qualitativen Kriterien vorgibt.

Die Wettbewerbssituation macht aus den MitarbeiterInnen sozialer Dienstleistungsunternehmen „unternehmerische Selbste“. Beobachtbar ist ebenfalls, dass MitarbeiterInnen sich häufig mit der Aussage identifizieren, sie müssten sich auf dem Markt bewähren, sie wollten und könnten das auch und sie müssten immer besser werden. Hier ist ein wesentliches Merkmal des unternehmerischen Selbst zu finden. Es wird ständig an sich selbst gearbeitet und kontinuierlich zur Verbesserung und Effizienzsteigerung beigetragen. Das scheint zum professionellen Habitus der Mehrzahl der MitarbeiterInnen geworden zu sein.

Bestätigt sehe ich die Annahmen von Rose (Rose 1996: 55), dass Organisationen zwar formal unabhängig gemacht werden, dass aber die Kontrolle der Politik durch Budgetdisziplin und Abrechnungsmodalitäten hergestellt werde, und dass dadurch bestimmte Verhaltensweisen der MitarbeiterInnen erzeugt werden, die die Organisationen ebenso verändern wie das Verhältnis zu den KlientInnen.

5. Perspektiven Sozialer Arbeit unter dem Blickwinkel der Gouvernamentalität

Es ist nun die Frage zu stellen, ob und welchen Nutzen das Konzept der Gouvernamentalität für die Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit hat.

Grundlegende Elemente einer Theorie Sozialer Arbeit können unter einem neuen Blickwinkel betrachtet werden. Mit Foucault auf den Staat zu schauen könnte dafür sensibilisieren Soziale Arbeit nicht ausschließlich auf ihre Position im Staat zu beziehen. Vielmehr wäre sie im Dreieck zwischen Staat, Markt und der zivilen Gesellschaft zu verorten. Und schließlich regt es an, das Verhältnis von Freiheit und Macht, Selbstführung und Fremdführung und das in der Sozialen Arbeit konstant auftauchende Dilemma Kontrolle versus Hilfe neu zu betrachten. Das häufig postulierte „Primat der Selbstführung“ über die Fremdführung, die nur vorübergehend akzeptabel erscheint, würde in Frage gestellt (vgl. Kessl 2005: 42).

Bemerkenswert ist auch die Doppelrolle Sozialer Arbeit im Wettbewerb. Auch die MitarbeiterInnen in den Organisationen und die Organisationen selbst sind diesem Spiel von Fremdführung und Selbstführung, von Macht und Autonomie unterworfen und werden darin verändert. Erhellend könnten Untersuchungen sein, die der Frage nachgehen, ob die strikte Trennung der

MitarbeiterInnen von Prozess- und Strukturqualität einerseits und von Betreuungsqualität andererseits einen Bruch in der Umsetzung von Regierungsprogrammen bedeutet oder aber ihre Wirksamkeit verstärkt. Sind die ursprünglich emanzipatorisch gemeinten Forderungen nach Selbstbestimmung und Selbstverantwortung als Form der gesellschaftlichen Integration noch aktuell oder was kann denn das Ziel kritischer und emanzipatorischer Sozialer Arbeit sein? Es ist zudem die Frage, welche alternativen und widerständigen Aneignungsweisen für Individuen erschlossen werden könnten? Und welche Kompetenzen und Fähigkeiten benötigen Menschen, um in der Lage zu sein, ihre Handlungsspielräume wahr zu nehmen? Und schließlich ist wieder die Frage zu stellen, welche Formen sozialer Ausgrenzung in diesem Kontext auftreten?

„Die Freiheit der Menschen wird niemals durch die Institutionen und Gesetze sichergestellt, die sie garantieren sollen. [...] Ich denke nicht, dass es jemals in der Struktur der Dinge etwas geben könnte, dass die Ausübung der Freiheit garantiert. Die Garantie der Freiheit ist die Freiheit.“ (Foucault 1994c: 275f)

Foucault war ein "Denker der Freiheit", dem es um eine Art "Emanzipation" ging, auch wenn er selbst mit dem Begriff der Emanzipation und dessen tradierten philosophischen und ideologischen Gehalten nicht einverstanden war. Eine Auseinandersetzung mit Foucaults Theorie der Gouvernementalität könnte Möglichkeiten eröffnen anders zu handeln, um *„nicht so und nicht dafür und nicht von denen da regiert zu werden“* (Bröckling 2007: 284) und damit dem Anspruch kritischer Sozialer Arbeit zu gesellschaftlicher Veränderung beizutragen gerecht werden.

6. Schlussgedanken

Zunächst möchte ich bemerken, dass sich meines Erachtens Foucaults Analysen nicht als griffige, eindeutige Positionen erfassen lassen. Beim Lesen seiner Texte sah ich mich zu sehr genauem Lesen gezwungen. Foucault provoziert und seine Gedanken lassen sich nicht leicht zusammenfassen. Ein Einlassen auf Foucault muss analysierend geschehen und seine Diskurse zu Macht oder Identität lassen sich nicht einfach wiedergeben. Es geht darum, selbst zu denken, ähnlich wie Foucault sich auf die Analyse von Klinik, Gefängnis, Familie u.v.m. eingelassen hat. So ist Foucault in seinem Denken nicht einer bestimmten Theorie zuzuordnen. Er richtet sich gerade gegen die Schemata, denen wir normalerweise folgen. Wer sich auf Foucault einlässt, scheint nicht mehr zwischen wahren und falschem Wissen unterscheiden zu können, ebenso wenig wie Herrschende und Beherrschte, Macht und Wissen, Wahnsinn und Vernunft eindeutig voneinander abgrenzbar sind.

Pierre Bourdieu sagt in seinem Werk *„Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft“*, dass jede *„engagierte Wissenschaft“* und Praxeologie (Bourdieu 1997) sich kontinuierlich selbst kritisch reflektieren müsse, besonders wenn sie, wie die Supervision, eine *„eingreifende Wissenschaft“* sei (Leitner 2000). Ihre Konzepte sollten daher kritisch untersucht werden. Sie müsse *„Wühlarbeit unter den eigenen Füßen“* leisten (Nietzsche). Machtdiskurse, eventuell als Nachwirkung kontrollierender *„Pastoralmacht“* (Foucault 1982), wo Supervision ihren Ursprung hat, könnten Gefahr laufen, dass sie sich in der aktuellen supervisorischen Praxis etwa gegenüber dem KlientInnensystem (den *„Pastoranden“*) wiederholen. Sie würden nicht wie *„mündige Bürger“* behandelt, sondern wie *„unmündige Schäflein“*, um deren Wohl man sich Sorge (vgl. Gröning 2010).

Der Ansatz der „Supervision“ wird hergeleitet von der ehrenamtlichen Hilfeleistung gegen Ende des 19. Jh. an den „Ursprüngen der Sozialarbeit“, den „friendly visitors“, die durch erfahrene Praktiker, supervisors, begleitet wurden (Weigand 1989; Belardi 1992). Genauer recherchierend lässt sich erfahren, dass der Hintergrund von Supervision in mittelalterlichen kirchlichen und staatlichen Kontrollsystemen liegt.

Es ist anzunehmen, dass im allgemeinen Verständnis von Supervision bis heute noch das Kontrollmoment vorhanden ist. Folglich müssen Supervisoren kritisch ihre handlungsleitenden Konzepte und Praxen überprüfen und die Frage stellen:

Welche Funktion übernimmt Supervision in der modernen Gesellschaft und ihren Organisationen und welche Aufträge (offene und verdeckte) erhält sie? Berger und Luckmann stellten fest, dass Beratungsansätze für die Gesellschaft in der Regel eine Normierungs-, Normalisierungs- und Disziplinierungsfunktion haben (Berger/Luckmann 1970). Dies gelte in ganz besonderer Weise für die „Beratungsform“ Supervision. Beispielhaft beschreiben sie die aktuell zu beobachtende „Marktorientierung“ der Supervision, die zu Lasten ihrer „Hilfeleistungsorientierung“ und „Weiterbildungsorientierung“ erfolge. Alle Kräfte richteten sich auf die „Implementierung der Supervision im Markt“, ausgerichtet an dem, was „der Markt verlange“ (Weigand 1996).

An den Anfang dieses Artikels zurückkehrend hat sich folglich nicht „eine Mentalität“, also die der sozialen Arbeit gewandelt, vielmehr ist feststellbar, dass sich Herrschafts- und Machtformen gewandelt haben und prägend für Mentalitäten verschiedener Berufsgruppen (auch die der Supervisoren) sind.

Literatur:

- Barry, A./Osborne, T./Rose, N. (Hrsg.) (1996): Foucault and Political Reason: Liberalism, Neoliberalism and Rationalities of Government. London: UCL Press.
- Beck, U./Lau, C. (2004): Entgrenzung und Entscheidung - Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, P. L./Luckmann, T. (1970): The social construction of reality. [Doubleday, New York 1966]; Dtsch.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Berthold, N. (1997): Der Sozialstaat im Zeitalter der Globalisierung, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Böhm, S. (2004): Herausforderung Vertrauensarbeitszeit. Zur Kultur und Praxis eines neuen Arbeitszeitmodells, Berlin: edition sigma.
- Bourdieu, P. (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz: Konstanzer Universitätsverlag.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Krasmann, S./Lemke, T. (Hg.) (2000): Gouvernamentalität der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brose, H-G. (1994): Dimensionen einer reflexiven Ökonomie der Zeit, in: Beckenbach, N./Treeck, W. van (Hrsg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit, Soziale Welt, Sonderband 9, Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co.
- Claasen, U./Hofgreffe, J. (2005): Das neue Denken - Das Neue denken, Göttingen: Steidl Gerhard Verlag.
- Dimmel, H. (2005): Strukturen der Gesellschaft: Familie, soziale Kontrolle, Organisation und Politik, Band 1, Wien: Facultas Verlag.
- Dzierzbicka, A. (2006): Vereinbaren statt Anordnen. Neoliberale Gouvernamentalität macht Schule, Wien: Erhard Löcker Verlag.
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, M. (2004): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernamentalität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, E., (1961): Asyle, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J., (2001): Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a.M.: Main: Suhrkamp (8. Auflage).
- Gröning, K. (2010): Studienbrief Beratungswissenschaft, Weiterbildender Masterstudiengang, Universität Bielefeld & Fortbildungsinstitut für Supervision.
- Heise, M. (2008): Max Webers Typen legitimer Herrschaft und ihre historische Dynamik, München: Grin Verlag.
- Kessl, F. (2005): Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernamentalität Sozialer Arbeit, Weinheim & München: Juvent.
- Kratzer, N./Fuchs, T. (2005): Zeitmuster-Zeitverwendung im Kontext von Erwerbsarbeit und Haushalt, in SOFI/IAB/INIFES/ISF (Hrsg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland: Arbeit und Lebensweisen, erster Bericht, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 381- 402.
- Lehndorff, S./Wagner, A. (2004): Arbeitszeiten und Arbeitszeitregulierung in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, in: Birske, F./Möning-Raane, M. (2004): Es ist Zeit: Das Logbuch für die ver.di-Arbeitszeitinitiative, Hamburg: VSA Verlag, S. 40 – 72.

- Leitner, E. (2000): Bourdieus eingreifende Wissenschaft, Wien: Turia & Kant.
- Lemke, T. (1997): Kritik der politischen Vernunft, Hamburg: Argument Verlag.
- Lemke, T. (2007a): Gouvernamentalität und Biopolitik, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lemke, T. (2007b): Eine unverdauliche Mahlzeit? Staatlichkeit, Wissen und die Analytik der Regierung, in: Krasmann, S./Volkmer, M. (Hg.): Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernamentalität“ in den Sozialwissenschaften. Internationale Beiträge, Bielefeld: Transcript Verlag.
- Mayntz, R. (1968): Bürokratische Organisationen, Köln-Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Möller, T. (2011): Pharmakologisches Neuro-Enhancement, in Journal Supervision 4. Köln: Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Supervision.
- Rinderspacher, J. (2000): Auf dem Weg in bessere Zeiten? – Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit, Berlin: edition sigma, S. 47 -98.
- Trautheim-Kalms, G. (1995): Ein Kollektiv von Individualisten, Interessenvertretung neuer Beschäftigungsgruppen, Berlin: edition sigma.
- Vester, H-G. (1996): Kollektive Identitäten und Mentalitäten, Frankfurt: Iko- Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Weber, M. (1976): Wirtschaft und Gesellschaft, Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr – Siebeck.
- Weigand, W. (1996): Sozialarbeit – das Ursprungsland der Supervision. In: Integrative Therapie, in: Brandau Hannes: Supervision aus systematischer Sicht, Salzburg: Otto Müller Verlag.

Jugendliche im Übergangssystem: Welche Rolle spielen Faktoren wie Sicherheit und Unsicherheit?

Zusammenfassung:

Diskurse von Übergängen respektive Transitionen rücken immer stärker in den Focus von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft. Übergänge bezeichnen individuelle Transformationen in Lebenslauf und Biografie. Somit sind Transitionen gleichsam Wendepunkte, die Integration und Lebensbewältigung tangieren. Darüber hinaus kann man sie als Schnittstellen für die Identitätsentwicklung begreifen. Vor diesem Hintergrund befasst sich der Artikel mit zentralen Fragen: ob und wie können Institutionen Jugendliche beim Übergang von Schule in Beruf unterstützen? Inwieweit helfen institutionelle Settings Jugendlichen, biografische Sicherheit zu generieren? Welche Rolle spielen dabei „Zeit-geben“ sowie Form und Inhalt des Beratungs- und Begleitprozesses?

„Der sich erst neuerdings verbreitende Glaube, dass einer der tiefsten Wünsche des Menschen „Sicherheit“ sei, die zunehmende Verwendung des Wortes in scheinbar neutralem oder offen affektgeladenen Sinn – in der Alltagssprache, in Werbung, Politik, Technik und Wissenschaft – ist selbst ein gesellschaftliches Faktum, ein ‚fait social‘ im Sinne Durkheims.“ (Kaufmann 1970: 8)

Diskurse von Übergängen resp. Transitionen sind ubiquitär geworden. Sowohl im alltäglichen wie auch wissenschaftlichen Diskurs erfahren die Phänomene von Übergängen in Lebenslauf und Biografie eine immer stärkere thematische Zuwendung. Nicht nur stünden Übergänge im Mittelpunkt diverser Zweige der Sozialwissenschaften, ebenfalls interessierten sich Bildungs- und Sozialpolitik sowie pädagogische Angebote für die Konturierung und Regulierung von Übergängen (vgl. Schröder 2013: 11). Dieses Interesse an Übergängen zeigt sich auch auf internationaler Ebene; aber insbesondere in Deutschland, „wo das Bildungs- und Sozialsystem in seiner Wirkung auf die Lebensverläufe als sehr „übergangsintensiv“ beschrieben wird“ (ebd.). Dies bedeutet, dass Institutionen des Übergangssektors - mit ihrer zunehmend sozialtechnologischen Ausrichtung – nicht nur Eingliederungshilfen bereitstellen, sondern auch einen regulierenden, teils deformierenden Einfluss auf jugendliche Lebensläufe und Identitäten haben können. Dabei weisen Schröder (2013) zu Recht darauf hin, dass Übergänge zwar institutionell gerahmt, angestoßen oder aber prästrukturiert werden, gleichzeitig jedoch (re-)strukturiert werden durch alltägliches Handeln jugendlicher Akteure (vgl. ebd.).

„So fordern einerseits Übergänge die Individuen in ihrer alltäglichen Lebensbewältigung in unterschiedlichen Lebenslagen und institutionellen Rahmungen heraus, andererseits konstituieren die Individuen in ihren subjektiven Handlungsweisen und Bewältigungsstrategien Übergänge immer wieder neu.“ (ebd.)

Mit fortschreitender gesellschaftlicher Differenzierung sind nicht nur Jugendliche, sondern ist auch das Übergangssystem mit diversen spannungsreichen Aufgaben konfrontiert. Meine These in diesem Kontext ist, dass eine institutionelle Angebotsstruktur für und Bearbeitung von Lebensläufen oder Biographien in der Postmoderne nur schwer realisierbar erscheint. Alheit beschreibt die 'neue institutionelle Aufgabe' treffend: Sie müssen

„eine neue Balance zwischen den Optionen der individuellen Akteure und den Funktionszwängen der institutionellen 'Mesoebene' finden.“ (Alheit 2006: 5)

Dieser Aspekt ist hoch anschlussfähig für eine Restrukturierung jugendlicher Hilfsangebote im Übergangskontext. Meine erste These ist, dass durch eine protonormalistische, auf Normalisierung abzielende Ausrichtung der Institutionen des Übergangs etwa in Jobcentern, Kompetenzagenturen oder Klassen ohne Berufsausbildungsverhältnisse die Entwicklungsdynamiken, Identitätskrisen, Lebenswelten und Übergänge Jugendlicher kaum noch bearbeitet und verhandelt werden können (vgl. Link 2006). Durch diese institutionell verankerte Vorgehensweise bei der Begleitung jugendlicher Übergänge kommt es zunehmend zu einer Prozessierung Jugendlicher in diverse Maßnahmenkontexte, statt dass ihnen eine anschlussfähige Beratung und Stabilisierung für eine nachhaltige Integration in Ausbildung und Erwerbsarbeit geboten wird. Es gilt, so Oehme, nicht Jugendliche in Arbeit zu vermitteln, sondern vielmehr zwischen Jugendlichem und Arbeit (vgl. Oehme 2007). Meine zweite These bezieht sich auf die Folgen dieser Ausrichtung von Institutionen des Übergangs. Gemeinsam mit gesellschaftlichen Entgrenzungsprozessen werden „Übergänge“ in Arbeit durch die protonormalistische Ausrichtung negativ beeinflusst. Häufig fiel es Jugendlichen schwer, einfach einen Job (für sich) zu finden. Anhand einiger ausgewählter Interviewsequenzen sollen an dieser Stelle die betroffenen arbeitssuchenden Jugendlichen selbst zu Wort kommen. Einen kleinen Einblick in die Gefühlslage und den Versuch in einer als ausweglos empfundenen Lebenssituation, den Mut und die Hoffnung auf einen Ausbildungsplatz nicht zu verlieren, soll folgende Sequenz verdeutlichen:

„Ich möchte einfach nur einen Job. Ich möchte einfach nur ne Arbeit. (...) Also ich wurde viel enttäuscht also ein gutes Gefühl hab ich nicht unbedingt. Ich hoffe, ich werde überrascht. Ich hoffe es. Also die Hoffnung stirbt zuletzt, wie man so schön sagt.“ (Manuela, 716-720 – Die Interviews wurden anonymisiert A.d.V.)

Zugespitzt ließe sich formulieren, dass sich in den Institutionen des Übergangssektors ein Inklusionsversprechen – die Chance auf Ausbildung und Arbeit – moderner Gesellschaften verbirgt, dass zunehmend unglaublich erscheint. Laut Oehme sei Arbeit der zentrale Vergesellschaftungsmodus der heutigen Informationsgesellschaft und somit ist Arbeit ein bedeutender – wenn nicht der bedeutendste – Integrationsmechanismus. Zu vergleichbaren Ergebnissen gelangt auch Martina Koch in Anlehnung an Strohmeier und Knöpfel:

„Wer beruflich integriert ist, gilt gemeinhin auch als sozial integriert. Und wer vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen ist, wird oftmals auch als sozial exkludiert betrachtet. Berufliche Integration wird also in der Regel mit sozialer Integration gleichgesetzt.“ (Koch 2010: 431)

Für Jugendliche, die beim Eintritt in die Ausbildungs- und Arbeitswelt Schwierigkeiten erleben oder gar scheitern, bedeutet dies, dass sie wesentliche Entwicklungsaufgaben nicht bewältigen können, und dies u. U. in Identitätskrisen und – konflikte mündet. Psychoanalytiker wie Blos bspw. postulieren, dass ein Verschwinden der Initiation in unsere Gesellschaft unzählige Entwicklungsmöglichkeiten und Individualisierungsräume biete, gleichzeitig dem Subjekt aber die Last der Selbstbestimmung auferlege (vgl. Grawe 2002: 72). „Dadurch stellen sich besondere Anforderungen an die Angebote der Jugendhilfe“ (Schauer 2012: 2). Haben Jugendliche also Schwierigkeiten beim Übergang Schule Beruf oder Scheitern an dieser Schwelle, stellt sich ebenfalls die Frage nach dem Gefühl der Unsicherheit Jugendlicher, die mitunter gespeist wird durch die Aberkennung individueller Handlungsfähigkeit oder agency. Wie erst soll es dabei benachteiligten Jugendlichen ergehen, die in Maßnahmen des Übergangssystems prozessiert wer-

den, das all jene auffangen und doch noch für den Arbeitsmarkt fit machen soll, die ohne Schulabschluss sind, keinen Ausbildungsplatz oder Job finden? Kann ihnen ein System überhaupt nachhaltig helfen, das etwa als Maßnahmenschwungel bezeichnet wird – und wenn, ja wie? Schließlich stellt sich die Frage danach, inwiefern Faktoren wie Sicherheit und Unsicherheit, vor allem die Unsicherheit der Orientierung, Übergänge und damit eben auch die Identitätsentwicklung beeinflussen (vgl. Kaufmann 1970)? Folgende Sequenz verdeutlicht die Entfremdungsgefühle und Orientierungslosigkeit einer Schülerin in einer Übergangsmaßnahme. Das Setting dieser Maßnahme wird als Verwahrung ohne Impulse und Lernanregungen wahrgenommen. Weiterhin wird diese Erfahrung der Übergangsmaßnahme als Zustand erlebt, der kaum auszuhalten ist und den man so schnell wie möglich hinter sich bringen möchte.

„[...] ich bin einfach nur hierhin gekommen weil, ich dachte wenn ich jetzt nirgendwo hingehge dann krieg' ich auf einmal was vom Ordnungsamt [...] oder sowas du musst jetzt in die und die Klasse gehen auf die und die Schule das war irgendwie ganz komisch [...] und diese Klasse ist auch voll komisch [...] und ich bin nur froh wenn ich hier weg bin. [...] ich weiß nicht, ich kam halt aus der Oberstufe hierhin und ich hab halt Oberstufenunterricht gehabt und hier komm ich hin und es ist halt so'n Unterrecht und ist manchmal nen bisschen komisch also z.B. jetzt bei unserer Klassenlehrerin ist halt ganz normaler Unterricht und bei dem ein oder anderen Lehrer ist es halt echt so, puh, man sitzt da halt zwei Stunden lang und man kriegt gar keine Reize irgendwie vermittelt man sitzt einfach so stumpf und das ist echt ein bisschen strange [...]. Unser Mathelehrer zum Beispiel ist eigentlich gar kein Mathelehrer und schläft gerne mal im Unterricht ein und kann auch einfach mal stumpf ne Stunde da sitzen und ins Leere starren und gar nicht mit uns reden und p u h das ist schon ganz schön krass irgendwie. Ja, ich bin einfach nur froh wenn ich hier weg bin weil's echt ganz ganz schlimm ist.“ (Maike, 292- 313)

Den Aspekt Sicherheit näher zu betrachten, könnte allzu vorschnell abgetan werden, als eine Forderung danach, lediglich einem schwammigen Gefühl, etwas Emotionalem, kaum konkret Fassbarem nachgehen und Geltung verschaffen zu wollen. Zwar postuliert etwa Kaufmann, Sicherheit sei ein soziologisch höchst nebulöses Konzept. Dennoch betont er, sie sei lebensnotwendig - eben ein „fait social“. Auch die Ergebnisse des DJI-Übergangspanels zeigen: „Ausbildung schafft Stabilität“ und damit auch Sicherheit. (vgl. BMBF 2008: 42). Warum spielt ausgerechnet im (Weiter-)Bildungssektor dieser Aspekt keine Rolle? Meines Erachtens ist Sicherheit ein entscheidender (Conversion-)Faktor für gelingende Transition und Identitätsentwicklung. Insofern sollte das Übergangssystem den Jugendlichen auch „Sicherheit der Orientierung“ bieten, bestenfalls Möglichkeiten bereitstellen, damit Jugendliche biografische Sicherheit generieren können. Folgende Sequenzen thematisieren die Ängste und Sorgen, mit denen sich die Jugendlichen konfrontiert sehen sowie die Auseinandersetzung mit den Themen biografische Sicherheit, ungewisse Lebensperspektive und mit einer Zukunft, deren Scheitern in Betracht gezogen wird bzw. nicht auszuschließen ist.

*„Manchmal hatte ich auch so Phasen, da lag ich im Bett, dachte so Scheiße Mann, stell dir vor, du schaffst das Fach- Abi nicht. Was hast du dann? Was willst du machen? (...) Und ich hatte wirklich so Angst. Ey Junge, stell dir vor du bist in zehn Jahren und hast nichts. Stell dir das einfach vor, und das hab ich (...). Stell dir vor, du hast einfach nichts. Dann denkst du, du **packst** es einfach nicht. Was machst du dann? (...) Ich hinterfrage mich sehr viel.“ (Nevin, 724- 732)*
Und (...) natürlich ist es meine größte Angst, später nicht für meine Familie sorgen zu können.“ (Demir, 596-609)

1. Flexicurity – Sicherheit in Zeiten erhöhter Flexibilität?

Unbestreitbar ist dies keine leichte Herausforderung, zumal es freilich vielfältige Ursachen für Verunsicherung gibt. Globalisierung, zersplitternde Arbeitswelten, wie Solga es nennt „entgrenzte Arbeitsgesellschaften“ (vgl. Solga 2011: 413), sich auflösende Familienstrukturen, die häufig nur die allein erziehende Mutter übrig lassen, bestimmen vielfach die Lebenswirklichkeit. Vorbei sind Zeiten ungebrochener Berufsbiografien. Stattdessen werden Jugendlichen, aber auch Erwachsenen in einer sich rasant verändernden Welt permanent rasche Rollen- und Ortswechsel, ständige Lernbereitschaft, mithin Flexibilität in vielerlei Hinsicht abverlangt. Diese Umstände sind insbesondere für benachteiligte Jugendliche eine zusätzliche Belastung und können mitunter als (soziales) Leiden umschrieben werden. Hinzu kommt, dass viele Jugendliche vorschnell adressiert und reflektiert als Abweichler vom Normalen, und bekommen den Stempel „mangelnde Ausbildungsreife“ oder „nicht ausbildungsfähig“ aufgedrückt. Goffman spricht in diesem Kontext auch von Labeling- und Abkühlprozessen (vgl. Goffman 1952), die zwar Bestandteil menschlicher Entwicklung sind und durch adaptive Präferenzen kompensiert werden können, jedoch ebenfalls während der Adoleszenzphase identitätshemmende Einflussfaktoren darstellen. Die abgesprochenen Fähigkeiten und das Etikett „mangelnde Ausbildungsreife“, die gesellschaftlich und institutionell gesetzt und zugeschrieben werden, dienen dann als Legitimation für die institutionelle Bearbeitung der subjektiven Aspirationen, die - wie ich später noch zeigen werde - in eine Deformierung subjektiver Wünsche oder aber eine Deformierung der eigenen Biografie und Identität münden kann.

Höchst bemerkenswert in dem Zusammenhang der Etikettierung ist, dass beispielsweise Gerhard Bosch und andere Autoren in einer Studie aus dem Jahre 2010 zu folgendem Schluss kommen: Obwohl viele Jugendliche dieselben Noten haben wie Altersgenossen, die damit nahtlos in ein Ausbildungsverhältnis wechseln, landen sie im Übergangssystem (vgl. Bosch 2010). Wieso eigentlich? Gründe mögen sein, dass es das Übergangssystem wie wir es heute kennen noch nicht allzu lange gibt, dass es im Laufe der Jahre immer wieder verändert wurde und dass die dort ablaufenden Prozesse noch längst nicht umfassend beforscht wurden. Dies weist auf eine strukturelle Versorgungslücke des Ausbildungsmarktes hin.

2. Übergänge und Identität

Seit den 1970er Jahre ist ein steigendes sozialwissenschaftliches Interesse an Übergängen Jugendlicher auszumachen. Einen regelrechten Schub erhielt die Auseinandersetzung mit Übergängen in den 1980er Jahren, während die Krise der Arbeitsgesellschaft geprägt war durch Modernisierungsmechanismen (Walter 2013: 12).

„Dies weist – wissensoziologisch gesehen – darauf hin, dass Übergänge vor allem in gesellschaftlichen Transformationsprozessen freigesetzt werden.“ (ebd.)

Anfänglich waren professionelle Akteure noch nicht so stark fixiert auf wirtschaftliche Vorgaben und deren Sozialtechnologien. Das änderte sich aber schon einige Jahre später. Seit den 1990er Jahren scheint das Motto in Kraft: „Du musst so sein, wie Arbeitsmarkt und Gesellschaft dich brauchen können!“. Diesen Umstand umschreibt Erich Fromm mit Marketingcharakter, den auch Oehme kritisiert und mitverantwortlich macht für eine zunehmend auf Erwerbsarbeit gerichtete Vermittlungspolitik der Institutionen, wohinter stets eine kapitalistische Verwertungslogik stecke. Nordrhein-Westfalens ehemalige Bildungsministerin, die Sozialdemokratin Gabrie-

le Behler, sprach gar von „biografischer Deformierung“, wenn es um die Prozessierung Jugendlicher in diverse Maßnahmenkontexte geht. Und der letzte Bildungsbericht für ganz Deutschland zog hinsichtlich des Übergangssystems auch eine eher ernüchternde Bilanz: Nur etwa der Hälfte der Teilnehmer vermittelte es qualifizierende Ausbildungsperspektiven (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2008: 168). Für andere werde Transition, nicht zum Durchlauf, was es ja sinngemäß bedeutet, sondern zur regelrechten Sackgasse. Sie blieben dauerhaft ohne abgeschlossene berufliche Ausbildung, besagt der Bildungsbericht. Bundesweit sind rund 17 Prozent in der Altersgruppe der 20-30 Jährigen davon betroffen (Klemm 2011: 12). Und laut Solga haben Hauptschüler selbst bei Arbeitskräftemangel wenige bis keine Chancen am Arbeitsmarkt. Sie erklärt und rechtfertigt dies mit Verweis auf Diskreditierungsprozesse (vgl. Solga 2011: 431f). Dieser geht davon aus, dass selbst dann, wenn es an Fachkräften fehlt, Unternehmen - nicht wie erwartet - auf weniger qualifizierte Jugendliche zurückgreifen, sondern vielmehr verharren und niemanden einstellen. Dies hat u.a. zur Folge, dass Jugendliche bereits früh prekären Beschäftigungen nachgehen und später schlimmstenfalls dauerhaft im Niedriglohnssektor tätig sind. Dies belastet, evoziert und forciert (soziales) Leiden und schafft vermehrt Unsicherheiten in der Planung des eigenen Lebens.

„Ja eigentlich so, dass ich irgendwie versuche meine Zukunft zu sichern (lacht). (Mhm) Das eigentlich das mi- immer noch wichtig für mich. Ich möchte nich irgendwann (...) von Hartz IV leben oder so“ (Selin, 50-55).

Der Übergang von Schule in Ausbildung und Erwerbsarbeit ist auch ein politisch umkämpftes Feld, was sich unter anderen in den Kontroversen über die behauptete mangelnde Ausbildungsreife manifestiert wie etwa Ahmed und Winkler konstatieren (vgl. Ahmed 2008; Winkler 2008). Andere Debattanten merken kritisch an, das Übergangssystem sei über die Jahrzehnte zum Experimentierfeld geworden für diverse schul-, bildungs-, sozial- und arbeitsmarktpolitische Aktivitäten. Außerdem sei es ein Ort der Reproduktion sozialer Ungleichheiten, vor allem hinsichtlich solcher Kategorien wie Klasse, Migration, Behinderung und Geschlecht (vgl. etwa Solga 2011; Solga/Dombrowski 2009; Witzel/Zinn 1998). Das mache sich schon im viergliedrigen Schulsystem in Form von Segregation bemerkbar. Walter/Walther (Walter/Walther 2007: 65ff) warnten im Jahre 2007 eindringlich, bestimmte Mechanismen des Übergangssystems würden das Risiko bergen, soziale Ausgrenzung fortzuschreiben (vgl. Walter/Walther 2007). Oehme sieht die Vermittlung in Arbeit gar als einen Prozess an, der sich immer schwieriger institutionell leisten und bearbeiten ließe.

3. Biografische Sicherheit als Conversion-Faktor

Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern, dass er nicht tun muss, was er nicht will (Rousseau).

Vor allem weniger privilegierte Jugendliche können manchmal in dieser Gemengelage schnell den Überblick verlieren und werden verstärkt Situationen ausgesetzt, die dazu führen, dass sie eigene Sicherheitskonturierungen verwerfen und neu verhandeln müssen, sobald ins Spiel kommt, was Ulrich Beck als Individualisierungsschub bezeichnet.

Dabei würden Individuen aus stabilen Ordnungen entzaubert, freigesetzt und seien plötzlich konfrontiert mit unübersichtlichen sozialen Regulierungsvorgaben (vgl. Beck 2006). Dies führe zur Unsicherheit der Orientierung. Infrage stellen Jugendliche in der Regel jedoch nicht, **was** sie erreichen wollen? Das zeigen unter anderen Befragungen, also qualitative Daten der Universi-

tät Bielefeld. Sehnsüchte und Wünsche nach einem ganz normalen Leben mit Familie, Job, vielleicht Haus, einem Auto und Urlauben werden geäußert. Dabei aber steht die Frage nach dem Wie für die Jugendlichen im Focus: Also, wie kann man sich diesen Zielen erfolgreich nähern?

Nun rücken zu Recht pädagogische Dimensionen der Übergangsmaßnahmen in den Focus wie Kompetenzen, Einstellungen und Motivationen. Die Herstellung biographischer Reflexivität fordern etwa Schneider und Rieder, das Wissen um eigene Fähigkeiten und individuelle Ziele (vgl. Schneider/Rieder 2011). Das sei eine notwendige Bedingung, doch keine hinreichende. Diese biographische Reflexivität erachte auch ich als basale Voraussetzung für die Konturierung der eigenen biografischen Sicherheit. Sie erst ermöglicht jedem Individuum sein Handeln auf die jeweils eigenen Interessen auszurichten. Den Begriff biografische Reflexivität hat unter anderem Alheit geprägt in Bezug auf Lebenslanges Lernen (vgl. Alheit 2006). Dem muss nach meiner Auffassung eine institutionelle, professionelle Reflexivität gegenüberstehen, die auf eine proto-normalistische Ausrichtung bewusst verzichtet. Auch Plößer und Mecheril fordern darum, pädagogische Organisationen müssten sich selbst hinterfragen,

„welche Zuschreibungen sie vornehmen, wie sie in ihrer täglichen und notwendig anerkennenden Arbeit durch Anreden, Zuordnungen, Diagnosen, räumliche Settings und ähnliche Faktoren Differenz und damit Ungleichheit produzieren.“ (Plößer/Mecheril 2009: 201)

Häufig würde dieses Hinterfragen aber bestenfalls an wenigen Schnittstellen geschehen, würden lediglich Reibungsverluste gemanagt, hier und dort Mal ein bisschen optimiert, stellt beispielsweise Polutta fest. Damit würde Jugendsozialarbeit weniger auf individualisierte Lernarrangements setzen. (vgl. Polutta 2005). Fragt man PolitikerInnen, Professionelle etwa was „gute und sinnstiftende Arbeit“ oder einen gelungenen Übergang ausmacht, sind Reaktionen häufig Schweigen, Irritation, Nachfragen oder absolute Ratlosigkeit, ebenso bei vielen der verunsicherten Jugendlichen. Man muss sich klar machen, Übergänge sind anfangs naturgemäß stets unabgeschlossene, zielunbestimmte Prozesse. Diese mit zu beeinflussen, ist die Herausforderung an professionelle Akteure im Übergang, zumal es stets dynamisch, individuelle Abläufe bleiben. Der Capability Approach (CA), von A. Sen entwickelt und weiterentwickelt durch M. Nussbaum, kann in diesem Kontext dazu beitragen, gerechtigkeits-theoretische, (sozial)pädagogische Eingriffe zu formulieren. Der CA fragt danach, wie sich ein gutes Leben, anzustrebende Verwirklichungschancen und menschliche Entfaltungsmöglichkeiten konstituieren lassen. Er ist auf die Menge möglicher Entfaltung ausgerichtet. Otto und Ziegler sagen so würden objektive Realfreiheiten – und nicht bestimmte Funktionsweisen als solche – als das zu fördernde Gut verstanden (vgl. Otto/Ziegler 2008:11; vgl. zur Übersicht Nussbaum 2000; Sen 1999).

„Mit dem CA liegt ein Ansatz vor, der die pädagogische Arbeit an den Dispositionen, Aspirationen und Lebensplänen von gerechtigkeits-theoretisch fassbar macht und den Anspruch erhebt, diese pädagogische Arbeit normativ zu orientieren.“ (Düker 2013: 173)

Gleichzeitig ist es notwendig, den Capability Approach mit einer institutionellen Perspektive zu verknüpfen. Denn die Institutionen des Übergangssektors sind die gesellschaftliche Antwort auf soziale Probleme und Phänomene wie Jugendarbeitslosigkeit und Ausbildungslosigkeit und sind damit ein Ort, an dem Lebenschancen erweitert werden sollen.

Das Forschungsprojekt WorkAble- Making Capabilities Work der Universität Bielefeld, an dem ich zuvor beteiligt war, stellt dazu zwei grundsätzliche Ideen heraus: „capability for work“, also das Entwickeln sinnstiftender, guter Arbeit und „capability for voice“, was einen selbstsicheren,

selbst bestimmten Jugendlichen Mitsprache einräumt (vgl. Düker 2012; Bonvin 2009). Hirschmann fordert außerdem gleichen Zugang zu drei Alternativen, die ein Beratungs- und Prozessierungskontext bieten sollte. Diese nennt er exit, voice und loyalty, (vgl. Hirschman 1970), womit er abzielt auf Alternative, Widerspruch und Zuspruch zu einer vorgelegten Maßnahme.

Wenn Jugendliche diese Möglichkeiten nicht hätten, würde ihnen Loyalität abgenötigt, bliebe prozessuale Freiheit eine rein formale Größe und das Konzept eines gelungenen Übergangs würde zur bloßen Schimäre.

4. Beratung - und Zeit (geben) im Übergang

Insbesondere im Übergang von der Schule in den Beruf, ist es für (weniger privilegierte) benachteiligte Jugendliche von besonderer Bedeutung, dass sich Professionelle auf ihre Problem- und Bedürfnislagen einstellen, gerade auch weil „*die Beziehung von Institution und Biographie [...] eine neue Qualität erhalten*“ hat (vgl. Alheit/Hanses 2004: 10). Es gilt also, die protonormalistische Ausrichtung der Übergangsinstitutionen zu überwinden, um – vergleichbar zu Biografieforschung – die aggregierte Präferenz des Jugendlichen zu erreichen, um anschlussfähige Kommunikation einhergehend mit gemeinsam entwickelten Interventionsstrategien zu generieren. In der Postmoderne müssten Institution und Biografie eine neue Scharnierfunktion bilden, Professionelle den Jugendlichen verstehen (lernen). Institutionen sollen demnach nicht mehr als Biografiegeneratoren wirksam werden, sondern vielmehr als Biografiemoderatoren, wobei institutionelle Selbstreflexivität zur Basisvoraussetzung professionellen Handelns wird (vgl. Alheit/Hanses 2004: 24). Die zuvor geschilderten institutionellen Balanceakte werfen den Fokus auf die Beratung oder das Beratungssetting im Übergangssektor.

„Beratung kann als zentrale pädagogische, übergangsbezogene Handlungsweise verstanden werden, da hier nicht nur Entscheidungen über den künftigen Lebensweg für die jugendlichen getroffen werden, sondern diese aus ihren biographischen Erfahrungen heraus selbst ihre Kompetenzen und Aspirationen entwickeln sollen. In der Beratung werden Aspirationen, Zukunftspläne und die dafür gehaltenen Persönlichkeitseigenschaften, Kompetenzen und sozialen Ressourcen bearbeitet. Diese müssen sich wiederum auf das Gegebene (hier v.a. den lokalen Arbeits- und Ausbildungsmarkt) beziehen.“
(Düker 2013: 173)

Berufsberater befürworten in diesem Zusammenhang eher einen multidimensionalen Ansatz wie bspw. in Frankreich. Damit Übergangssysteme per se besser würden, bedürfe es nachhaltiger Netzwerke, weniger Konkurrenzdenken, fundierter Aus- und Weiterbildungen, Supervision und vor allem mehr Zeit (vgl. Heuer 2013). Eine gelungene 'Metamorphose' erfordert den positiven Blick nach vorne, nicht einen skeptisch rückwärtsgewandten. Dabei muss der Beratungsprozess im Übergang als Konvertierungsfaktor (Conversion-factor) begriffen werden, der Jugendliche dabei unterstützen kann, Bildungsinhalte in echte Chancen umzuwandeln. Wie anfangs erwähnt muss umgedacht werden: Nicht Menschen *in* Arbeit vermitteln, vielmehr *zwischen* Mensch und Arbeit vermitteln, dies sei Kern gelungener Transition. Alheit und Hanses sehen dies genau so, wenn sie betonen, dass Institutionen Biografien nicht generieren sollen, sondern vielmehr moderieren (vgl. Alheit/Hanses 2010: 24).

Auch innovative Ideen wie etwa der Reformvorschlag der Bertelsmann Stiftung, entwickelt gemeinsam mit Ministerien mehrerer Bundesländer darunter Nordrhein-Westfalen, verdienen Aufmerksamkeit. Das Konzept umfasst die drei Kernpunkte Berufsorientierung, betriebsnahe

Ausbildung und Hinführung zur Ausbildungsreife. Kleinteilige Lernmodule sind dafür vorgesehen, für die außerdem auf die spätere Ausbildungszeit anzurechnende Zertifikate vergeben werden sollen (vgl. Bertelsmann 2012: 3f). Bisher zeichnet sich das Übergangssystem vorwiegend durch „Zertifikatsarmut“ aus (vgl. Solga 2011: 415). Versprochen wird letztlich jedem ein Ausbildungsplatz, was einer Ausbildungsplatzgarantie gleichkäme. Dafür werden mehr Geld und Fachkräfte benötigt! 120.000 Euro, hat Klemm errechnet, investiere der Staat im Schnitt in eine einzige Universitätsausbildung. Eine Ausbildungsplatzgarantie sei demzufolge nur ein angemessener Beitrag zu einer gerechteren Verteilung öffentlicher Ressourcen (Klemm 2011: 20f). Mehr Verteilungsgerechtigkeit durch höhere Bildungsausgaben ist sicher Teil einer Lösung. Strukturelle Defizite sind also längst detektiert. Problemlagen und Risiken bleiben aber weiter individualisiert, gehen finanziell und abstrakt im wahrsten Wortsinne auf Kosten der Schwächsten im System, also der Jugendlichen im Übergang und zwar solange die beschriebenen Exklusion-Mechanismen wirksam sind. Diese zu verhindern beziehungsweise abzuschalten, sollte gemeinsames Ziel von Politik, Pädagogik und Professionellen des Übergangssystems sein.

Literatur:

- Ahmed, S. (2008): Sozial benachteiligte und ausbildungsunreife junge Frauen und Männer!? Oder: Die individualisierte Deutung schwieriger Übergänge in Ausbildung und Arbeit, in: Rietzke, T./Galuske, M. (Hrsg.): Lebensalter und Soziale Arbeit – Junges Erwachsenenalter, Hohengehren: Schneider Verlag, S. 174-199.
- Alheit, P. (2006): Lebenslanges Lernen und soziales Kapital: http://abl-uni-goettingen.de/aktuell/Alheit_LLL_und_soziales_Kapital_Berlin-2006.pdf
- Alheit, P./Hanses, A. (2004): Institution und Biographie: Zur Selbstreflexivität personenbezogener Dienstleistungen, in: Hanses, A. (Hrsg.): Biographie und Soziale Arbeit, Bd. 9, Hohengehren: Schneider Verlag.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): Bildung in Deutschland 2008. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Übergängen im Anschluss an den Sekundarbereich I.
- Beck, U. (2006): Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bertelsmann Stiftung (2012): Die Reform des Übergangssystems zwischen Schule und Berufsausbildung in Nordrhein-Westfalen.
- Bonvin, J.M. (2009): Der Capability Ansatz und sein Beitrag für die Analyse gegenwärtiger Sozialpolitik, in: Soziale Passagen 1 (1), S. 8-22.
- Bosch, G. /Krone, S. /Langer, D. (Hrsg.) (2010): Das Berufsbildungssystem in Deutschland. Aktuelle Entwicklungen und Standpunkte, Wiesbaden: VS Verlag.
- Düker, J./ Ley, T./ Ziegler, H. (2012): German Case Study. In: "WorkAble" (Hrsg.): Final report EU Collaborative Project "WorkAble – Making Capabilities Work", Work Package 4: Case Studies: <http://www.workable-eu.org>
- Düker, J./Ley, T./Löhr, C. (2013): Von institutioneller Bearbeitung zu realistischen Erwerbsperspektiven? Verwirklichungschancen Jugendlicher zwischen Schule und Beruf, in: Walther, A./Weinhardt, M. (Hrsg.): Beratung im Übergang. Zur sozialpädagogischen Herstellung von biographischer Reflexivität, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 171-190.
- Goffman, E. (1952): On Cooling the Mark Out. Some Aspects of Adaptation to Failure, in: Psychiatry: Journal of Interpersonal Relations 15 (4), S. 451-463.
- Grawe, B. (2002): Konferenzkultur im Jugendverband. Studien zu Konsens und Konflikt in der Diözesanversammlung des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend, Paderborn: BDJK Verlag.
- Heuer, M. (2013): Übergänge Schule – Beruf: Ein ganzheitlicher Ansatz braucht Zeit. IJAB Veröffentlichung: <https://www.ijab.de/aktivitaeten/internationale-zusammenarbeit/uebergaenge-in-arbeit-transitions/uebergaenge-in-arbeit/a/show/uebergang-schule-beruf-ein-ganzheitlicher-ansatz-braucht-zeit/>
- Hirschman, A.O. (1970): Exit, voice and loyalty: responses to decline in firms, organizations and states, Harvard University Press.
- Kaufmann, F.-X. (1970): Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Klemm, K. (2011): Was kostet eine Ausbildungsgarantie in Deutschland? Im Auftrag der Bertelsmann Stiftung: http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-5E627D86-94D9246D/bst/xcms_bst_dms_36465_37457_2.pdf

- Koch, M. (2010): „Pioniere einer neuen Zeit?“ Identitätskonstruktionen in einem Integrationsprojekt der Sozialhilfe, in: *Swiss Journal of Sociology*, 36 (3), S. 431-449.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Nussbaum, M. (2000): *Women and Human Development – The Capabilities Approach*, Cambridge University Press.
- Oehme, A. (2007): Übergänge in Arbeit. Kompetenzentwicklung, Aneignung und Bewältigung in der entgrenzten Arbeitsgesellschaft, in: Homfeld et al. (Hrsg.): *Soziale Arbeit aktuell*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag.
- Otto, H.-U./Ziegler, H. (2008): Der Capabilities Ansatz als neue Orientierung in der Erziehungswissenschaft, in: Otto, H.-U./Ziegler, H. (Hrsg.): *Capabilities – Handlungsbefähigung und Entwicklungschancen in der Erziehungswissenschaft*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Plößer, M./Mecheril, P. (2009): Differenz, in: Andresen, S./Casale, R./Gabriel, T./Horlacher, R./Larcher, Klee, S./Oelkers, J. (Hrsg.): *Handwörterbuch Erziehungswissenschaft*, Weinheim/Basel: Beltz Verlag, S. 194-208.
- Polutta, A. (2005): „If the poor only had profiles“. Verändern Profilierungsverfahren das sozialpädagogische Professionsverständnis der Jugendsozialarbeit? in: *Arbeitsgemeinschaft Katholische Jugendsozialarbeit regio Nord* (Hrsg.): *Soziale Gerechtigkeit ist kein Luxus*, Hannover: Eigendruck, S. 21-43.
- Schauer, K. (2012): Hintergrundinformationen zu den Partnerländern des Projektes transitions – gelingende Übergänge in Ausbildung und Arbeit. IJAB Veröffentlichung.
- Schröer, W. et al. (2013) (Hrsg.): *Handbuch Übergänge*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa Verlag.
- Sen, A. (1999): *Development as Freedom*. Oxford University Press.
- Solga, H. (2011): Bildungsarmut und Ausbildungslosigkeit in der Bildungs- und Wissensgesellschaft, in: Becker, R. (Hrsg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 411-448.
- Solga, H./Dombrowski, R. (2009): *Soziale Ungleichheiten in schulischer und außerschulischer Bildung – Stand der Forschung und Forschungsbedarf*. Arbeitspapier der Hans Böckler Stiftung Nr. 171, Düsseldorf.
- Steckmann, U. (2008): Autonomie, Adaptivität und das Paternalismusproblem – Perspektiven des Capability Approach, in: Otto, H.-U./Ziegler, H. (Hrsg.): *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 90-115.
- Strohmeier, R./Knöpfel, C. (2005): Was heisst soziale Integration? Öffentliche Sozialhilfe zwischen Anspruch und Realität, Luzern: Caritas.
- Walter, S./Walther, A. (2007): „Context matters“: Anforderungen, Risiken und Spielräume im deutschen Übergangssystem, in: Stauber, B./Pohl, A./Walther A. (Hrsg.): *Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener*, Weinheim/München: Juventa, S. 65-96.
- Winkler, M. (2008): Ausbildungsfähigkeit – ein pädagogisches Problem? in: Schlemmer, E./Gerstberger, H. (Hrsg.): *Ausbildungsfähigkeit im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 69-90.
- Witzel, A./Zinn, J. (1998): Berufsausbildung und soziale Ungleichheit. Sozialstruktur und Biographie beim Übergang von der Schule in die Erwerbstätigkeit. *Diskurs* 8 (1), S. 28-39.

Verstehen in der Supervision – ein altes Thema und neue Entwicklungen. Hier am Beispiel der Geschlechterreflexivität

Seit Jahren supervidiere ich eine Gruppe von Frauen in Leitungspositionen, das heißt, sie stellen in den Führungskontexten, in denen sie sich bewegen, eine Minderheit dar. Allgemein sind diese Frauen erfolgreich, haben das „Spiel“ und die Regeln ihres Feldes verstanden und verhalten sich umsichtig, rollenangemessen und souverän. Immer wieder jedoch kommt es zu erheblichen Auseinandersetzungen mit vorgesetzten Männern, wenn meine Supervisandinnen in mittleren Leitungsebenen sind, oder sie berichten von schweren Konflikten innerhalb einer Leitungsebene quasi mit Kollegen. Ein solcher Fall wurde in der Supervision diskutiert. Frau A. berichtet von einem Vorgang, den ihr ihre Vorgesetzte zugeteilt habe, mit dem Hinweis, dass der Fall in ihre Zuständigkeit falle. Es war etwas angeschafft und eine erhebliche Summe verausgabt worden, ohne die notwendigen Beschlüsse und Regularien. Ob für die Anschaffung noch staatliche Subventionen möglich waren, musste nachträglich mit der zuständigen Mittelvergabe geklärt werden. Nach einem Anruf bei der Mittelvergabestelle zeigt es sich, dass der Fall einer ausführlichen rechtlichen Begründung bedurfte, wenn überhaupt noch Gelder fließen sollten. Gleichzeitig, so Frau A., wurde der Fall im Haus recht locker gesehen.

Frau A. wandte sich, entsprechend der Auskunft der Mittelvergabestelle und nach Erörterung im Haus an einen juristisch ausgebildeten Kollegen und bat um Hilfe beim Verfassen der Begründung und Abwicklung des Falles, die ihr auch versprochen wurde. Im nächsten Meeting bekam sie jedoch anstelle der Hilfe eine harte Konfrontation in Form eines vernichtenden Vermerkes über ihr fehlerhaftes Handeln durch jenen Kollegen, der ihr zuvor die Hilfe versprochen hatte. Der Kollege reagierte nun abwertend, beschämend und personifizierte den Konflikt, d. h. spitzte ihn auf Frau A. zu. Frau A. versuchte zunächst gegenzusteuern, indem sie sich die Meinung des Hauses zu eigen machte und den Konflikt eher als klein und geringwertig darstellte, da solche und ähnliche Pannen schon öfter passiert waren und bisher geheilt werden konnten. Damit polarisierte sie den Konflikt jedoch und musste feststellen, dass nun auch ihre Vorgesetzte sich betont befremdet und irritiert über ihre Herangehensweise zeigte. Der Kollege hingegen „drehte richtig auf“ und fügte seiner im Vermerk geäußerten Kritik nun noch Maßregelungen und Belehrungen hinzu. Frau A. reagierte nach der Sitzung, in der sie die Kritik der gesamten Leitungsgruppe aushalten musste, mit starken Magenschmerzen, die über eine Woche anhielten. Dann brachte sie das Thema in der Supervision ein.

Frau A. erzählte in der Supervision, dass sie sich in den Meetings wie eine Außenseiterin vorkomme. Sie säße anders als ihre Kollegen allein, allen gegenüber, die andern in einer Reihe. Seit Monaten ginge es immer wieder um Fehler, die Frau A. angeblich machte. Die Supervisandin selbst befand diese Fehler gering. Besonders ärgerte sie, dass der Kollege, der sehr großzügig Kritik verteilt, im eigenen Ressort seit mehreren Jahren fundamentale Kernaufgaben nicht bewältige. Als Frau A. ihre Vorgesetzte darauf ansprach und sich über die Ungleichbehandlung beklagte, bekommt sie zu hören, dass es ja bei diesem Kollegen transparent zuginge. Insofern könne man das tragen. Frau A. fühlte sich in ihrer Rolle durch die vielen Konflikte geschwächt. Sie litt unter den Anspielungen, offenkundigen Zweifel an ihrer Kompetenz und dem gruppendynamischen Prozess, sie als nicht besonders fähige Newcomerin hinzustellen. Sie suchte Lö-

sungen und Hilfe, wie sie ihre Positionsrolle verbessern kann. Ihre auf Verstehen und Empathie beruhenden Gesprächsversuche und ihr Werben um Anerkennung hatten ihre Situation jedoch eher verschärft.

1. Geschlechterordnung im Beruf und symbolische Gewalt

Der vorgetragene Fall ist sicherlich nichts Besonderes. Er ist jedoch sehr gut geeignet, um den Ansatz Pierre Bourdieus zum Verstehen (vgl. Bourdieu 1997) und zur symbolischen Gewalt sowie die Frage der Beratung und Interventionen in Supervisionen noch einmal neu aufzunehmen und zu klären. Zu einem späteren Zeitpunkt sollen die verschiedenen Ideen und Einfälle der Supervisionsgruppe referiert werden und ebenfalls mit Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt und des Verstehens nachvollzogen und abgeglichen werden.

Der Begriff der symbolischen Gewalt, ich möchte ihn hier auf die Geschlechterordnung und die Statutsinkonsistenz zwischen Geschlechter- und Berufsrolle beziehen, steht bei Bourdieu an einer herausragenden Stelle seiner Theorie. Bourdieu geht von der Inkorporation aus, davon dass Menschen mit ihren Bindungen, Beziehungen und Rollen im Sozialisationsprozess auch die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen und Hierarchien inkorporiert haben. Sich stillschweigend zu unterwerfen, sich zu erniedrigen, bescheiden zu sein, Erkenntnis und Welt aus der eigenen Wahrnehmung auszublenden, sich ständig zu zensieren, zu optimieren etc. sind Phänomene des Habitus in Aktion, denn der Habitus ist Teil des gesellschaftlichen und individuellen Über-Ich. Vor allem die Bescheidenheit, der Fleiß, die Leistung sind die Mittel der Benachteiligten und Erniedrigten, ihre Anerkennungskämpfe zu führen. Umgekehrt wird Macht über die Mittel der Distinktion, durch Beschämung, Befremden, Verachtung und Abgrenzung oder auch körperbezogen durch Ekel und Widerwillen ausgedrückt. In Bezug auf die Geschlechter hat Bourdieu die symbolische Gewalt in einem überaus lesenswerten Buch über die männliche Herrschaft (2005) beschrieben. Die symbolische Gewalt im Geschlechterverhältnis will Bourdieu mit seinem Ansatz des Verstehens dadurch beschreiben, dass er die Klassifikationsformen, mit denen die soziale Welt beschrieben wird, selbst einer transzendentalen Reflexion unterzieht (vgl. Bourdieu 2005: 14). Diese Bewegung des Verstehens beschreibt er auch als Sozioanalyse des Unbewussten.

Bourdies Soziologie ist auf eine beeindruckende Weise interdisziplinär und grenzüberschreitend, was sie für die Supervision wertvoll macht. Seine Verbindung der Feldtheorie mit ethnologischen Methoden, seine Verbindung von Erkenntnis und Kritik, vor allem seine unkonventionelle Art des Gebrauchs wissenschaftlicher Methoden für die Praxis, legen eine Verwendung seiner Methode des Verstehens in der Supervision nahe. Wie auch in der Ethnologie sind bei Bourdieu Körper und Gesellschaft symbolisch eng verbunden: der Körper ist ein Abbild der Gesellschaft und umgekehrt. Der vergeschlechtlichte Körper habe in jeder seiner Regungen und Bewegungen eine unmittelbare soziale Bedeutung. Die für sich genommene willkürliche Einteilung der Dinge und der Welt nach dem Gegensatz von männlich und weiblich (hoch/tief, oben/unten, trocken/feucht, hart/weich etc.) entsprechen nicht zur Zonen und Bewegungen des Körpers (Bourdieu 2005: 18), sondern werden im Sinne einer geschlechtlichen Dichotomisierung in Verletzungsoffenheit versus Verletzungsmächtigkeit als männliche und weibliche Kategorien sozial produziert. In der Berufswelt, die extrem vergeschlechtlicht ist, würde, so Bourdieu, eine Art „Adel des Männlichen“ hergestellt. Die Anwesenheit von Männern wertet Berufe

auf, während umgekehrt die Dominanz von Frauen in Berufen den niedrigen Status eines Berufes anzeigt. Männer könnten, so Bourdieu (ebd.: 102), bestimmte Arbeiten verweigern, die den Niedrigstehenden vorbehalten sind und können umgekehrt, indem sie Arbeiten tun, diese adeln, wie derzeit die Erziehung und Pflege von Säuglingen in westlichen modernen Gesellschaften. Seitdem nur noch wenige Kinder geboren werden, ist ihre Pflege und Erziehung, jedenfalls für eine begrenzte Zeit, distinktives Tun und hilft gleichzeitig später im Fall einer Scheidung als Vater im Spiel zu bleiben.

Nach Bourdieu mündet die vergeschlechtlichte Libido im Arbeitsleben in eine Art Berufung, wenn es zu einem harmonischen Zusammentreffen von sozialer Position und habituellen Dispositionen kommt (ebd.: 103). Dann wird das „doing Gender“ zum Ausweis der Eignung im Beruf. Bourdieu beschreibt die Vergeschlechtlichung als Teil der beruflichen Matrix, als das, was der Beruf quasi nicht verspricht, aber erlaubt. Bemutterung und Erotik treten neben die instrumentellen Eigenschaften und formalen Kompetenzen und machen aus einer Berufstätigen die ideale Besetzung. Gleichzeitig ist dieser direkt vergeschlechtlichte Teil der beruflichen Matrix empfindlich und kann jederzeit umgedeutet werden. Aus Attraktivität wird Provokation, aus Freundlichkeit und Bemutterung Aufdringlichkeit etc. Die Supervisionen sind voll von diesen „Wertequadratproblemen“ und Ordnungsrufen von weniger und mehr Vergeschlechtlichung in der Berufsrolle.

Wie schon Hegel in Herr und Knecht beschreibt, bedarf es bei der Ausübung von Herrschaft einer besonderen Interdependenz, einer Bindung. Bei Bourdieu wird diese Interdependenz das Spiel genannt. Auch er ist der Meinung, dass die Machthaber sich die Dienste der Untergebenen nur aneignen können, wenn sie über deren Zustimmung, Bewunderung, Respekt und Ehrbezeugung verfügen. Diese wird in der Sozialisation ritualmäßig gelernt und ist in der beruflichen Erziehung fester Teil der Employability, des Erlernens von Beruflichkeit und Arbeitsfähigkeit. Es war Foucault, der darauf hingewiesen hat, dass diese symbolische Gewalt in Ritualen der Ehre, der Bewunderung und Zustimmung regelmäßig inszeniert wird und der Verzauberung der Beherrschten dient. In der Geschlechterwelt sind es entsprechende leviathanische Attribute, wie das Dienstauto, das große Büro, die Kaffee bringende Sekretärin im Vorzimmer, das Interieur etc., die zu Bewunderung, Zustimmung und Ehrerbietung zum Beispiel der tollen Rede, Ansprache oder der wunderbaren Entscheidung des Chefs führen und den Eindruck erwecken, als handele es sich um einen begnadeten Positionsinhaber. Symbolische Gewalt ist vorreflexiv, entzieht sich dem Bewusstsein, gilt als natürlich und ist so in Strukturen eingebunden, dass sie unbewusst ist.

2. Sozioanalyse und Verstehen von symbolischer Gewalt

An dieser Frage der Unbewusstheit setzt nun Bourdieus Begriff des Verstehens an, der explizit auf die symbolische Gewalt Bezug nimmt. Sein 1997 im „Elend der Welt“ publizierter Beitrag zum Verstehen, so wie er seine Forschungsmethode entwickelt hat, fügt er der strukturalen Hermeneutik in der Tradition von Alfred Schütz und der Phänomenologie in der Tradition von Husserl eine weitere Dimension des Verstehens hinzu. Theoretisch folgt das Verstehen in der Supervision der gestalttheoretisch fundierten Phänomenologie. So spricht etwa Wellendorf davon, dass das Verstehen in der Supervisionssituation sich als gemeinsame Szene entwickelt, in der man redet, berichtet, inszeniert, schweigt, verheimlicht, Kontakt aufnimmt und vieles mehr

(Wellendorf 1982: 8). Dieses phänomenologische Verstehen auf der Basis einer gemeinsamen Beziehung, des daraus entstehenden supervisorischen Raumes und der konkreten durch Kommunikation, dann in ihrer Gestalt fassbaren Szene wird allgemein das psychoanalytische Verstehen in der Supervision genannt. Der supervisorische Raum ist hierbei als Setting einerseits gesetzt und gleichzeitig lebendig. Die Beziehung zwischen SupervisorIn und SupervisandInnen entwickelt sich durch das Geflecht der Interaktionen und beides befördert die Entstehung der phänomenologischen Gestalt, die dann verstanden, das heißt in ihrem phänomenologischen Sinn mit vollzogen werden kann. Dadurch wird Verstehen zum empathischen Prozess, bleibt gleichzeitig jedoch an die konkrete Szene, den Raum und die Beziehung zum Supervisor gebunden. Dies macht dann ja bekanntermaßen die Balintarbeit so schwer, da die in der Supervision erlebte und an diesen Raum gebundene Szene sich eben nur teilweise reproduzieren lässt und zunächst erst einmal in der Gruppe zerstört wird. Zu dieser Art des phänomenologischen Verstehens braucht es zudem Resonanz, wie Gerhard Leuschner einmal in einem Essay beschrieben hat, als er die Supervision und ihr Verstehen in eine Fahrradwerkstatt transportierte (Leuschner 1982: 59ff). Bei ihm gehören dann Resonanz und Hoffnung zum Verstehen in der Supervision.

Im Unterschied dazu ist Verstehen bei Bourdieu zwar auch Einfühlen, geht jedoch über das Konzept der Empathie und des seelischen Verstehens hinaus. Im Prinzip bedeutet das Verstehen von symbolischer Gewalt eine dritte Säule neben den psychoanalytischen Verstehensformen und dem rollentheoretisch und systemtheoretisch fundierten funktionalen Verstehen von Teams und Organisationen.

Wenn Bourdieu vom Verstehen spricht, spricht er von der völligen Kontrolle der symbolische Gewalt (z. B. durch Distinktion) und der Fähigkeit des Sozioanalytikers/ der Sozioanalytikerin in den alltäglichen Erzählungen die symbolische Gewalt zu erkennen. Gleichzeitig verlangt er, dass der Sozioanalytiker sich mit seinem Wissen und seiner Person den zu Beforschenden zur Verfügung stellt. Erst dieses sich zur Verfügung stellen und damit der Verzicht auf eigene symbolische Gewalt durch die Sprache, durch das Benehmen und durch die in der Sozioanalyse wirkenden Kräfte des Feldes ließe die symbolische Gewalt außen vor. Der Forscher ist bei Bourdieu damit kein Träger von Kapital, sondern jemand, der Ohr und Stimme leiht. Bourdieu spricht ebenfalls vom „Aufspüren des Unbewussten“, also jenen Mechanismen der Macht, die Menschen daran hindern zu handeln und sich anzuerkennen. In der eben erwähnten Metapher von der alten Fahrradklingel hat Leuschner 1982 diese Haltung des sich zur Verfügung Stellens in der Supervision und die Fähigkeit des Sozioanalytikers quasi hinter der Fassade des Habitus, hinter dem Spiel der Abwehr das Primäre und die Vergesellschaftung zu erkennen und zur Sprache zu bringen, beschrieben.

Bourdieu's Theorie hat mein eigenes supervisorisches Handeln verändert. Ich versuche auf die symbolische Gewalt, die durch meine Expertise, meine Titel und anderes Kapital entstehen, zu verzichten. Ich sage heute viel öfter, wie ich zu einer Erkenntnis gekommen bin, wer mich was gelehrt hat, wann ich was wo von wem gelesen habe und in welchen Lernkontexten es mir wie gegangen ist. Ich stelle mich ganz unabstinent zur Verfügung, da ich in der Abstinenz und vor allem so wie sie hin und wieder zelebriert wird, ein deutliches Medium symbolischer Gewalt sehe.

3. Zurück zur Gruppe

Frau A. ist Teilnehmerin in einer Gruppensupervision. Sie war an jenem Tag die einzige, die es pünktlich in die Supervision geschafft hatte, während die anderen Mitglieder der Gruppe verkehrsbedingt mit Verspätung in die Sitzung kamen. Frau A. hatte mir schon einiges erzählt als die Gruppenmitglieder dann kurz hintereinander eintrafen. Sie erzählte ihre Geschichte dann noch einmal. Die erste Beratungsrunde bezog sich auf die Sitzordnung in den Meetings. Auch ich hatte Frau A. geraten, sich einen anderen Platz zu suchen, da die mittlerweile habitualisierte Sitzordnung die Meetings zunehmend zum Tribunal machte. Wir erörterten in der Gruppe die symbolische Bedeutung von Sitzen und Sitzordnungen im Kontext der Rangordnungstheorie von Raoul Schindler. Für Frau A. war es jedoch unvorstellbar, sich woanders hinzusetzen, ihren Platz zu wechseln oder gar sich auf den Platz des Kollegen zu setzen, der sie so heftig und beschämend kritisiert hatte. Über diese Inkorporation machte sich die Gruppe lustig und begann laut zu fantasieren, was wohl passieren würde, wenn der Kollege beim nächsten Meeting käme und Frau säße auf seinem Platz. Frau A. musste schließlich lachen, obwohl sie einen Platzwechsel immer noch ablehnte. Ein anarchisches Moment befiel die Gruppe, als eine vorschlug, Frau A. möge sich sexy und in rot anziehen, dem Kollegen doch mal ihre Beine zeigen und dann sagen: „Haben Sie genug gesehen?“ Das Vergnügen an dieser die Grenzen des Geschlechterhabitus überschreitenden Ermächtigung steigerte sich noch durch allerlei Fantasien und Nachfragen, über die erotische Ausstrahlung des Mannes. Solche Ausflüge in sich ermächtigende Sexualisierungen ist ein Phänomen, welches ich in Frauengruppen sehr häufig beobachten konnte. Diese Regression ist auf eine Stufe der anarchistischen „roten“ Frau (Theweleit 1976) zu stellen und leitete eine sehr reflektierte Klärung durch ernstes Nachfragen und Rekonstruieren ein. So erzählte Frau A. auf Nachfrage, wie ihr der Konflikt von ihrer Vorgesetzten zugespielt worden war, nachdem diese versucht hatte, zuerst die beiden sonst zuständigen Kollegen mit diesem Konflikt zu beauftragen. Ursprünglich war der Konflikt jener der Vorgesetzten. „Du kehrt ihr den Hof und sie hält Dir nicht den Besen“, empörte sich eine Teilnehmerin und schlug Frau A. ein entsprechendes Nachgespräch vor. Diesen Vorschlag konnte Frau A. gut annehmen. Sie fürchtete die Frau weniger als die männlichen Kollegen.

Die Gruppe diskutierte die rivalisierenden Grundstruktur des Gremiums, den Druck mit jedem Vorgang zu glänzen und sich bloß nicht die Finger schmutzig zu machen. Da alle Mitglieder des Gremiums auch Ressortchefs waren, wurden alle Aufgaben tunlichst vermieden, die geeignet waren daran zu scheitern, sie zu beschädigen oder zu entmachten. Aus Loyalität, so stellte sich dann heraus, hatte Frau A. den Fall von ihrer Vorgesetzten übernommen. Sie wollte helfen, ein Problem zu lösen. Dass sich hinter der Zuweisung des Falles an sie ein deutliches Machtinteresse verborgen hatte, hatte Frau A. nicht erkannt und auch nicht vermutet. Aus ihrer alten Berufsrolle heraus war sie es gewohnt, schwere Probleme zu lösen, so hatte sie in der Vergangenheit für ihre Tugenden immer auch das Lob ihrer Vorgesetzten erhalten. Jetzt in der neuen Positionsrolle ging es nicht mehr darum, ob Probleme gelöst würden, sondern wie man dabei aussieht, welches Image man aufbaut etc. Frau A. erkannte erstens, dass sie machtsensibler werden müsse und für ihre Kollegen nun eine Konkurrentin, keine Assistentin mehr ist. Sie erkannte zweitens, dass sich ihre Vorgesetzte als Frau nicht mit anderen Frauen verbünden würde, um selbst nicht in den Verdacht zu geraten, sich zu den Niedrigen zu gesellen. Frauen in Führungspositionen sind Einzelkämpferinnen und dürfen gegenüber anderen Frauen keinen kollektiven

Hang zeigen. Die Vorgesetzte pflegte bewusst die berufliche Beziehung zu Männern, was sie „adelte“ und sie hatte verstanden, dass es ihre Position gefährden würde sich mit Frauen gleichzustellen. Da die Loyalitätsstrukturen in der Organisation, in der Frau A. arbeitet, nicht vorhanden waren, verabredete die Gruppe, dass Frau A. künftig niemanden mehr von dort um Hilfe bitten würde und sich stattdessen an die Expertise der Gruppe wenden würde, da auch hier juristischer Verstand vorhanden war. Sie würde in Zukunft auch nicht mehr unreflektiert jedes Anliegen ihrer Vorgesetzten aus Wiederholung alter Muster heraus übernehmen und ihren Habitus - freundlich, bereitwillig und ergeben zu dienen - stärker beobachten. Frau A. hatte verstanden, dass das, was sie für ihre schönsten Tugenden hielt, worauf sie stolz war, sie verletzlich und unterlegen machte.

Literatur:

- Bourdieu, P. (1997): Verstehen, in: Bourdieu et. Al, Das Elend Der Welt, Konstanz: UKV, S. 780-829.
- Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leuschner, G. (1982): Die alte Fahrradklingel oder Anregungen zum Thema Verstehen, in: Supervision. Materialien für berufsbezogene Beratung in sozialen, pädagogischen und therapeutischen Arbeitsfeldern, Heft 1, S. 59-62.
- Theweleit, K. (1976): Männerphantasien, Bd. 1, Reinbek bei Hamburg: Rororo.
- Wellendorf, F. (1982): Verstehen in der Supervision, in: Supervision. Materialien für berufsbezogene Beratung in sozialen, pädagogischen und therapeutischen Arbeitsfeldern. Heft 1, S. 7-30.

Pflege als Wirtschaftsfaktor

Vortrag auf dem Oberhausener Pflegekongress 2013

Das Franziskus Hospital in Münster hat, gefördert vom BMG seit 2001, eine Delirprävention für seine Patienten mit Demenz und anderer Delir gefährdete Patientengruppen eingerichtet. Diese Delirprävention besteht im Wesentlichen aus der Gegenwart zweier Altenpflegerinnen im und rund um den OP, die die Patienten mit Demenz zuwendungspflegerisch begleiten und so jene „sichere Basis“ anbieten, die Menschen mit Demenz aus bindungstheoretischer Sicht vor allem in der fremden Situation OP existenziell benötigen. Die Erfolge sind so deutlich, dass man sich unweigerlich fragt, warum erst jetzt? Denn das Problem des krankenhausbedingten Delirs bei Patienten mit Demenz ist seit langem unter dem Stichwort „Durchgangssyndrom“ bekannt. Weniger bekannt sind die gesundheitlichen und letztlich auch wirtschaftlichen Schäden, die durch eine rein invasive Krankenhausbehandlung bei verletzungsoffenen hochaltrigen Menschen mit Demenz entstehen können, wie dauerhafte Desorientierung und Inkontinenz, die dann eine weitere Versorgung der Patienten zu Hause durch Angehörige faktisch nicht mehr möglich machen. Die Forschung hierzu hat erst gerade begonnen. Es handelt sich dabei aber um ein Dunkelfeld, denn Controlling und Qualitätssicherung der Krankenhäuser erfassen diese Patienten nicht. Ebenso wenig werden Patienten erfasst, die wegen ausschließlich pflegerischer Probleme zu Hause wieder zurück ins Krankenhaus eingewiesen werden. Die sogenannten Drehtüreffekte gehören zum informellen Wissen der Krankenhäuser. Eine weitere Lücke in der Forschung stellen ungeplante Entlassungen und ihre wirtschaftlichen Konsequenzen dar. Wie viel die Produktion eine Anfangskrise zu Hause wirtschaftlich kostet, wenn ungeplante Entlassungen zu einem Zusammenbruch der Pflege führen, weiß niemand. Wir haben es bei der Frage Pflege als Wirtschaftsfaktor also mit einem Verdeckungs-zusammenhang zu tun. Am Beispiel des Delirs kann aufgezeigt werden, wie es ist, wenn der Verdeckungs-zusammenhang sich lüftet, wenn auf einmal die systembedingten Risiken des Krankenhauses benannt werden.

Umgekehrt ist die offizielle Lesart, dass der behandelte Patient mit Demenz sich nicht wieder erholt habe und in ein Pflegeheim geht – ohne dass das Krankenhaus hierfür eine Begründung abgeben müsste. Diese fehlende Begründung provoziert wiederum, dass es zum Delir und den Chancen pflegerischer Rehabilitation kaum Expertise im Krankenhaus gibt. Eine quälende Professions- und Wissenslücke hat sich aufgetan. Schicksalhaft wird das Delir, die Inkontinenz und die zunehmende Pflegebedürftigkeit hingenommen. Aus der Perspektive der Ökonomie bietet das Thema Demenz und Hochaltrigkeit im Krankenhaus für die Pflege eine geradezu ideale Argumentation, um pflegerische Tätigkeiten als mehrwertschaffende und vor allem wohlfahrtsproduzierende Tätigkeiten zu verstehen. Umgekehrt zeigt sich die Fülle von falschen Anreizen eines Systems, welches wirtschaftsliberal ausgerichtet ist und die Erkenntnisse der Bedingungen sozialer Dienstleistung nicht anerkennen will. Die Pflege ist unter die Räder gekommen, ihre Produktivität unterliegt heute dem Verdeckungs-zusammenhang – also einer Melange an Ideologien, Systemeffekten und Einstellungen, die ihre Produktivität und Bedeutung nicht erkennen, was maßgeblich damit zu tun hat, dass Pflege ein Frauenberuf und als solcher diskriminiert ist.

1. Entwertungsfaktor Geschlecht

Die Entwertung der Produktivität der Pflege kann nur im Zusammenhang mit der Kritik an jenem Phänomen benannt werden, welches Bourdieu als männliche Herrschaft beschrieben hat. Alles, was mehrheitlich von Männern getan wird, erfährt eine Wertschätzung und wird, so Bourdieu (Bourdieu 2005: 106), geadelt. Alles, was mehrheitlich von Frauen gemacht wird, erfährt eine Entwertung. Adel ist jenes, was als edel gilt und es gehört zur patriarchalischen Deutung, dass z.B. der Mensch, der von seinen Ausscheidungen befreit wird, dieses von einem Angehörigen einer niedrigen sozialen Gruppe erfährt. Die Erfahrung der Pflege wird hier nicht zur einer Erfahrung der Menschenwürde, sondern zu einer Erfahrung des gemeinsam niedrig seins, weshalb gerade die Grundpflege so häufig mit Aggression und Abwehr einhergeht, mit Scham und Entweihungsdynamiken (Gröning 1998). Doch noch einmal ein Zitat, warum die Frage nach der Produktivität der Pflege oder Pflege als Wirtschaftsfaktor durch das Nadelöhr des gesellschaftlichen Konsenses, der gesellschaftlichen Anerkennung muss.

„Es ist in der Tat nicht übertrieben, die Männlichkeit mit einem Adel zu vergleichen [...] Abgesehen davon, dass der Mann, ohne sich etwas zu vergeben, zu bestimmten, sozial als geringwertig qualifizierten Tätigkeiten nicht herablassen kann, können dieselben Aufgaben rühmlich oder schwierig sein, wenn sie von Männer, oder leicht und belanglos und unwichtig; wenn sie von Frauen erfüllt werden. Wie es der Unterschied zeigt, der den Koch von der Köchin, den Couturier von der Schneiderin trennt, müssen Männer nur bislang als weiblich geltende Aufgaben an sich reißen und sie außerhalb der Privatsphäre erfüllen, um sie zu adeln.“ (Bourdieu 2005: S. 106f)

Auch wenn Arbeitskräfte formal frei und gleich sind, unterliegt die Bewertung ihrer Produktivität und die Bedeutung ihrer Arbeit einem Prozess der allgemeinen gestuften Anerkennung.

Die Altenpflegerinnen, die im Franziskus Hospital Münster die Patienten mit Demenz vor dem Delir bewahren, tun dies indem sie Angst mindernd und zuwendungspflegerisch arbeiten – das ist eine Arbeit, die in unserer Gesellschaft als gering wertige Naturressource gilt, als etwas, was - wie die gesamte Reproduktionsarbeit der Gesellschaft - bescheiden ist und meist unentgeltlich zu Verfügung steht. Vor allem aus der Perspektive der Geschlechterforschung ist dieser Zusammenhang immer wieder kritisch aufgezeigt worden. Die Frage des Wertes einer Arbeit hängt, so die Geschlechterforscherinnen, weniger damit zusammen, was getan wird und wie wichtig diese Tätigkeit gesellschaftlich ist, sondern vielmehr, wer eine Arbeit tut und welche soziale Stellung die Arbeitenden haben. Je hausarbeitsnäher eine Arbeit verortet wird, desto mehr wird sie als nicht produktiv und nur gering wertschöpfend abgewertet (Dierks 2005). Wir haben es hier also erstens mit einem Wertesystem zu tun, welches Arbeit in konfliktreichen Aushandlungsprozessen einstuft und bewertet. Basis dieses allgemeinen Wertesystems ist eine Theorie der Arbeit, die weit bis in die Antike zurück reicht und sich bis heute immer wieder erneuert hat.

Die Bescheidenmachung der Pflege lässt sich zum zweiten im Kontext der Rationalisierung von Arbeit verstehen. Hier lassen sich Rationalisierungsschübe bis in die 1960er Jahre zurückverfolgen. Das war die Geburtsstunde der Funktionspflege, die Durchsetzung eines zweckrationalen Pflegebegriffs, hoch arbeitsteilig und von der Idee bestimmt, dass eine, in kleine Arbeitseinheiten aufgesplittete Pflege, die beste zweckrationale Produktivität bringt. Pflege wurde in dieser Epoche von einem hausarbeitsnahen und assistenzorientierten expressiven Beruf zur instrumentellen Leistung.

Wer Pflege als Wirtschaftsfaktor betrachten will, muss an der ersten Dimension, dem arbeits-theoretischen Wertesystem ansetzen. Er/Sie muss sich angesichts des Delirprojektes in Müns-ter unweigerlich fragen, was es für eine Arbeit ist, wenn zwei Altenpflegerinnen perioperativ, einen hochaltrigen und demenzkranken Menschen zuwendungspflegerisch begleiten. Handelt es sich im Sinne des marxistischen Arbeitsbegriffs um eine im Kern reproduktive Arbeit, für die es keinen oder nur einen schmalen Arbeitsmarkt gibt, weil diese Arbeit im Kern nicht mehr-wertschaffend und nur wiederherstellend/reproduktiv ist? Handelt es sich im Sinne von Aristo-teles um die mühsame und einfache Tätigkeit – die Arbeit der Sklaven, die verachtete Tätigkeit, von der Notwendigkeit; der Doxa bestimmt, die eine bescheidene Einordnung rechtfertigt? Wird etwas zweckrational hergestellt, was durch mehr Arbeitsteiligkeit und Technik effizienter, effektiver gemacht werden könnte? Oder wird im Sinne der Polis etwas entschieden, was zur Ehre gereicht? Diese aufgeführte Dreiteilung nach Aristoteles ist bekanntlich von Hannah Ah-rendt und später von Ralf Dahrendorf übernommen worden und stellt heute immer noch eine wichtige arbeitstheoretische Begründung zum Wert einer Arbeit in unserer Gesellschaft dar. Unterschieden wird bei Ahrendt (nicht wie bei Marx zwischen mehrwertschöpfend und repro-duktiv, sondern) zwischen nützlich und sinnhaft, wobei die sinnhafte Arbeit gesellschaftlich wertvoller als die nützliche Arbeit kategorisiert wird. Und Pflege gilt als nützliche Arbeit, was Begriffe wie Pflegekraft denn auch nahelegen. Aber trifft diese Kategorisierung ihren Kern?

Die Begleitung von Patienten mit Delir passt in keine der aristotelischen Kategorien zur Arbeit, auch nicht in die marxistische Theorie, weshalb ein anderer Arbeitsbegriff vorgeschlagen wird: dieser Arbeitsbegriff geht auf die postmoderne Philosophie der Anerkennung u.a. von Martha Nussbaum zurück. Sie unterscheidet Arbeit, die notwendig zu einem menschenwürdigen Leben gehört und solche Arbeit, die es nicht tut. Diese Unterscheidung, was gehört zu einem men-schenwürdigen Leben notwendig dazu und deshalb unverzichtbar, gehört zu Nussbaums Liste der „primären Güter“ – etwas, was allen Menschen um ihres Menschseins und ihrer Würde Willen zur Verfügung stehen muss. In diesem Kontext ist die Pflege und die Tätigkeit der beiden Pflegerinnen eindeutig wertvoll, denn sie gehört zu jenen Tätigkeiten, ohne die ein menschen-würdiges Leben nicht führbar wäre, weil sie unmittelbaren Schutz, Resonanz und eine sichere Basis bietet. Aus dieser Menschenwürdigkeit der pflegerischen Arbeit, die in der leiblich seeli-schen Bedürftigkeit aller Menschen ihre Wurzel hat, leitet sich denn auch ihr gesellschaftlicher und damit letztlich, so das Plädoyer, auch ihr wirtschaftlicher Wert ab. Dort beginnt nun die Spannung zwischen einem klassischen zweckrationalen Begriff der Arbeit, der den meisten Überlegungen zur Rationalisierung der Pflege im Krankenhaus zu Grunde liegt und der Frage, um die es hier geht. Was leistet Pflege für die Wohlfahrtsproduktion und Menschenwürde im Krankenhaus? Doch bevor wir uns dieser Argumentation zuwenden, soll die Argumentation von Nussbaum genauer verfolgt werden. Nussbaum argumentiert, dass Menschen Würde haben, die Achtung durch Gesetze und soziale Institutionen verdiene. Die Idee der menschenwürdigen Gleichwertigkeit würde indessen im Hinblick auf Beschäftigung, Unversehrtheit, Ernährung etc. verletzt. Bei Nussbaum liegt diese Verletzung im Mangel traditioneller ökonomischer Ansätze begründet. Vor allem der zweckrationale Arbeitsbegriff verfehlt und zerstört den moralischen Kern, der jenen Arbeiten innewohnt, die auf Herstellung und Geltung der Menschenwürde aus-gerichtet sind und da wäre eben die Pflege an erster Stelle zu nennen.

„Die intuitive Idee hinter dem Ansatz ist zweigeteilt: Erstens, dass es bestimmte Tätigkei-ten gibt, die im Leben eines Menschen so zentral sind, dass ihr Dasein oder Fehlen als

Merkmal als Merkmal dafür herangezogen wird, ob es sich um menschliches Leben handelt oder nicht. Zweitens, und das ist es, was Marx bei Aristoteles gefunden hat, dass uns etwas dran liegt, diese Tätigkeiten auf eine wirklich menschliche Weise auszuüben, nicht nur wie ein Tier.“ (Nussbaum 2003: 18)

Das, wovon Nussbaum hier spricht, ist psychoanalytisch sehr eindrucksvoll bei Bruno Bettelheim (1990) beschrieben und von mir in verschiedenen sozialphilosophischen Beiträgen zur Pflege aufgeführt worden. Bettelheim spricht von psychologischen Extremsituationen, wenn Schutzmechanismen des Menschen durch äußere und innere Gewalt zusammenbrechen. Er selbst war von 1938 bis 1939 im Konzentrationslager und beschreibt den Lageralltag als psychologische Extremsituation. Diese Extremsituation wird hergestellt, indem man Menschen unter anderem zwingt, ihre alltäglichen Bedürfnisse wie Tiere zu verrichten. Die völlige Abwesenheit von Pflege, die Nicht-Pflege kann zum zentralen Prinzip des Konzentrationslagers gezählt werden. Unreines Essen, dreckige Kleidung, keine Hygiene, zu wenig Schlaf, vor allem immer wieder ekelhafte und unreine Mittel zur Befriedigung alltäglicher hygienischer und basaler Bedürfnisse, so dass sich die Pflege des Körpers und seine Sorge für ihn automatisch in selbstentweihendes und ekelhaftes Tun verwandelt – diese Prinzipien werden von Bettelheim als Faktoren für das Zusammenbrechen jeglicher Schutz- und Abwehrmechanismen und Ausbruch von Gewalt verantwortlich gemacht (Bettelheim 1990). Menschen sind verletzungsoffene, leiblich-seelisch bedürftige Wesen und benötigen entsprechenden Schutz, der nach Nussbaum politisch durch die Polis, also die politische Demokratie gewährleistet wird, jedoch auch unmittelbar und täglich durch die Pflege, Sorge und Bildung zum Beispiel. Diese Art der Arbeit liegt quer zu den Arbeitstheorien einer männlich dominierten, auf Gewinne und ihre Maximierung ausgerichteten politischen Ökonomie. Im Prinzip vollzieht sich durch den klassischen zuvor beschriebenen Arbeitsbegriff, in dessen Mittelpunkt die Zweckrationalität steht, ein Umwandlung der Arbeit. Sie wird ihres menschenwürdigen, auf die leiblich-seelische Produktivität gerichteten Kerns beraubt.

2. Die klassische Arbeitstheorie

Wer sich theoretisch mit der betrieblichen Perspektive, also der Mehrwertproduktion des Krankenhauses befasst, muss auf Max Webers Theorie des kapitalistischen Betriebes und des zweckrationalen Handlungstypus als geradezu bestimmend für den modernen Kapitalismus zurückgreifen. In seinem Klassiker „Wirtschaft und Gesellschaft“ hat Max Weber den Modernisierungsprozess als Ausdifferenzierung und Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft und darauf bezogen des modernen Staates beschrieben. Den Kern der kapitalistischen Wirtschaft bildet der kapitalistische Betrieb, das Unternehmen. Dessen Kennzeichen sind: Trennung zwischen privatem Haushalt und Unternehmen, Kapitalrechnung (rationale Buchführung), formell freie Arbeitskräfte, die produktiv, effizient und zweckrational eingesetzt und materiell entlohnt werden. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden technisch genutzt und alle Entscheidungen orientieren sich am Markt (vgl. Habermas 1988: 226). Horizontale Arbeitsteiligkeit und Hierarchie sind die entscheidenden Produktivkräfte und Prinzipien des kapitalistischen Betriebes.

Ein besonderes Produkt dieses von Weber als Rationalisierung beschriebenen Modernisierungsprozesses ist eine rationale Technik. Diese umfasst die sparsame, planvolle und bewusste Verwendung von Mitteln und Ressourcen. Technik ist bei Weber ständige Mittelrationalisierung (vgl. ebd.: 240). Wird menschliches Verhalten technisch richtiger, so liegt technischer Fort-

schritt vor. Dem technisch richtigen Handeln entspricht eine rationale Lebensführung.

Seit den 1980er Jahren kommt zur betrieblichen Strategie der von Weber beschriebenen Zweckrationalität die Flexibilisierung und ein völlig neuer Umgang mit der Zeit hinzu. Zu dieser New Economy gehören das Outsourcing, also Auslagerung betriebseigener Einheiten wie Betriebsküche, Reinigung, Wäsche, aber auch systemische Entscheidungen wie die Zerlegung der Prozesse Auslagerung ganzer Produktionszweige und Zusammenfügung des Produktionsprozesses über mehrere betriebliche Einheiten oder Grenzen. War der alte kapitalistische Betrieb vor allem auf Technik und Wissenschaft als Produktivkräfte angewiesen, so bedeutet die Strategie der Flexibilisierung und Entgrenzung, dass Zeit und Kommunikation zu neuen Produktivkräften werden bzw. neben Wissenschaft und Technik treten. Disziplinär heißt dies, dass Psychologen und betriebliche Berater ihre große Stunde haben, da sie als Experten in Zeitbewusstsein und Kommunikation gelten. Als ausgebildete Psychotechniker geraten sie in die Rolle der Schlüsselverantwortung, da durch die erhebliche Steigerung der Komplexität der Prozesse Kommunikation zum Schlüssel für betriebswirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg werden kann.

Betrachtet man das Krankenhaus als kapitalistischen Betrieb, so lassen sich dessen Prinzipien vor allem bei der semiprofessionellen Pflege ausmachen. Hier hat die Zweckrationalisierung, die Steigerung von Effizienz, die Etablierung einer pflegerisch-hauswirtschaftlichen Hierarchie und die Durchsetzung einer entsprechenden Arbeitsteilung, Flexibilisierung und Entgrenzung seit den 1990er Jahren deutlich spürbar eingesetzt. Zu nennen sind die Abschaffung der PPR (Pflegepersonalregelung), Standardisierungen pflegerischen Handelns durch Module und Handlungsvorschriften, wie es die Qualitätssicherung und die Pflegeversicherung vorgegeben hat, und heute die Vergrößerung der organisatorischen Einheiten, die Flexibilisierung und die Ausformung der erwähnten pflegeinternen Hierarchie. Pflege als Kunst ist damit wieder einmal aus dem Denken verschwunden und der Habitus der Pflegekräfte verändert sich. Was derzeit ansteht, ist die gleiche Entwicklung für die Ärzte. Physician Assistents als Bachelor-Studiengänge werden derzeit begonnen und werden auch die ärztliche Kunst dem kapitalistischen Krankenhaus unterwerfen. Die Problematik, die jetzt entsteht, ist jedoch jene, dass im Sinne der Systemtheorie Luhmanns die Entwicklung des Krankenhauses als autopoietisch beschrieben wird. Das kapitalistische Krankenhaus erneuert und reproduziert sich selbst auf der Basis der beschriebenen Prinzipien Zweckrationalität, Flexibilisierung und Beschleunigung. Und weil das die meisten Krankenhäuser tun, also auf die gleiche Strategie setzen, beginnt das, was man Downsizing nennt.

3. Der demografische Wandel und die Pflege als Wirtschaftsfaktor

2050 wird jeder zweite Patient im Krankenhaus in der Bundesrepublik Deutschland über 65 Jahre alt sein. Der Anteil der hochaltrigen und demenzkranken Patienten wird heute auf mehr als 15% aller Behandlungsfälle geschätzt. Ihre Versorgung wird von Pflege- und Gesundheitswissenschaftlern (vgl. Schaeffer/Wingenfeld 2008; Kirchen-Peters 2013) deutlich und über alle Stationen des Behandlungspfades und der Pflege hinweg als stark defizitär eingeschätzt. Die Akutmedizin ist eine Interventions- und Verjüngungsmedizin geworden, die die Idee des guten Lebens unter der Perspektive der Verjüngung betrachtet. Das ist der Einfluss des wissenschaftlichen Fortschritts. Der absehbaren Veränderung der Patientenprofile durch den demografischen Wandel, insbesondere durch die Hochaltrigkeit, stehen viel zu wenig Anstrengungen einer

hochaltrigkeitsbezogenen Medizin und Pflege außerhalb der Geriatrie und Gerontopsychiatrie entgegen. Vor allem auf den normalen Stationen des Akutkrankenhauses muss sowohl von Defiziten hinsichtlich des nötigen Wissens zu den hochaltrigen, pflegebedürftigen und demenzkranken Patienten, als auch von Defiziten hinsichtlich der Gestaltung von patientengerechten Prozessen und Pfaden, von Defiziten bei der Berücksichtigung der häuslichen Pflege und der Versorgungsgestaltung sowie von zu geringen Ressourcen ausgegangen werden. Auf diese Weise entsteht Stress und Angst vor Überforderung. Auch die Dynamik sozialer Beschleunigung in Krankenhäusern verändert die Arbeits- und Organisationskultur und erschwert den Umgang mit Patienten, die für die Versorgung viel mehr Zeit benötigen.

Was bedeutet nun Verjüngungsmedizin? Es gehört zum Kern der Systemtheorie nach Luhmann (z.B. 1984), dass die Steuerung von sozialen Systemen eine ausgesprochene Herausforderung darstellen. Luhmann sprach einmal davon, dass es sich mit den Steuerungsversuchen ähnlich verhielte wie mit dem Regentanz der Hopi-Indianer. Auch zum Gesundheitssystem hat er sich eher pessimistisch geäußert.

„Die Ansprüche auf Hinausschieben des Todes, auf Festhalten der Jugend, auf Heilung von Krankheiten, auf Linderung oder Betäubung von Schmerzen haben einen festen Rückhalt am Körper des Menschen. Sobald ihre Erfüllung möglich ist, lässt sich ihre Nichterfüllung kaum mehr begründen.“ (Luhmann 1983a: 43 nach Bandelow 2004: 93)

Luhmanns Argumentation kommt hier Klaus Dörners Argumenten sehr nahe, dass das „Projekt einer leidensfreien Moderne“ Verjüngung verspreche und Sterblichkeit und Tod faktisch desintegriere (Dörner 1994: 9).

Was meint Dörner, wenn er von einer Umwandlung von Menschen in Sachen spricht oder wenn der Alterswissenschaftler Diessenbacher (1990: 255) von einem Auseinanderfallen von Ethik und Ökonomie spricht? Dörner setzte sich 1994 kritisch mit der Sterbehilfe auseinander, mit der Rationalität von Patientenverfügungen und Vorsorgevollmachten, die scheinbar mehr Freiheit und weniger Komplexität bedeuten. Er sagt, dass es zu den Annahmen der utilitaristischen Ethik gehört, dass der Umgang mit Leiden verlernt wird. Leidensfreiheit wird ähnlich wie Machbarkeit zum Handlungsmaßstab der modernen Medizin. Dort, wo diese Maßstäbe nicht mehr eingehalten werden können, man also weder viel machen kann, noch ein Zustand der Leidensfreiheit erreicht werden kann, entsteht, weil diese Spannungen nicht auszuhalten sind, Aggression. Diese Problematik wird durch die zu Beginn aufgezeigten Effekte der Zweckrationalität und Effizienz, der Flexibilisierung, der Beschleunigung und Entgrenzung noch einmal verschärft, weil die Aggression gar nicht mehr nachvollzogen werden kann.

4. Wertschöpfungsprozess gegen Wohlfahrtsproduktion

Die Gesundheitspolitik der letzten 20 Jahre hat die Krankenhäuser einer deutlichen Orientierung am Wertschöpfungsprozess im Sinne einer wirtschaftsliberalen Ökonomie unterzogen. Dass diese Wertschöpfungsorientierung nicht gleichzusetzen ist mit einer Verbesserung der Wohlfahrtsproduktion - also mehr Gesundheit – gilt heute als gesichert, wie an der Kritik über zu viele Operationen nachzuvollziehen ist (vgl. Süddeutsche vom 3. April 2013). Die Entwicklung ist zudem überhaupt nicht mit einer Steigerung an Anerkennung für solche Patienten verbunden, die auf Grund ihrer Hochaltrigkeit, Demenzerkrankung und ihrer Gebrechlichkeit ins Krankenhaus gehen. Hochaltrige, gebrechliche und vor allem demenzkranke Patienten unter-

scheiden sich von jüngeren Patienten durch eine geringere Fähigkeit zur Koproduktion beim Pflege- und Behandlungsprozess, durch geringere Spannungstoleranz, Affektbestimmtheit mit teilweise instinkthaften Reaktionen von Verteidigung und Flucht und durch ein Bedürfnis nach sicherer Bindung und asymmetrischer Fürsorge. Pflegende Familien haben zudem Bedarfe an Anleitung, Wissensvermittlung, Beratung, Reflexion, Hilfestellung bei ihrer Rollenentwicklung und Gestaltung der pflegerischen Settings zu Hause. Diese Bedürfnisstrukturen stehen in Spannung zur strukturellen Entwicklung der Krankenhäuser der letzten Jahrzehnte und bringen Ärzte und Pflegende an die Grenzen ihrer Rollen. Insofern ist die Umgestaltung von Krankenhäusern hin zu mehr Demenzgerechtigkeit, zu mehr Orientierung an altersgerechter Medizin und Pflege, einschließlich der Sicherstellung der poststationären Versorgung zu Hause auch durch so genannte „weiche Angebote“ wie Beratung, Koproduktion und Bildung ein drängendes Problem des „sozialen Systems Krankenhaus“.

Die Randständigkeit alter Menschen und ihrer pflegerischen und medizinischen Bedürfnisse im Akutkrankenhaus haben organisationstheoretisch betrachtet mehrere Dimensionen. Eine hohe Bedeutung dürften interessenbezogene Horizonte im Krankenhaus haben, zum zweiten Systemeffekte sowie kulturelle und gleichzeitig angsterregende Bilder von „guten“ und „schlechten“ Patienten. Bei der Frage der Interessen sind solche Probleme zu berücksichtigen, die darin liegen, dass eine bedürfnisgerechte Versorgung von alten Patienten/innen und die Sicherstellung einer guten häuslichen Anschlusssituation mit den kurzfristigen wirtschaftlichen Interessen einer Abteilung oder des Hauses kollidieren kann. Vor allem Häuser mit wirtschaftlichen Problemen, die versuchen durch Fallsteigerung ihre wirtschaftlichen Probleme zu lösen, neigen dazu, sich mit den Anforderungen an einer hochaltrigkeitsgerechte Pflege und Medizin zuerst einmal überfordert zu fühlen. Schließlich sind Patienten, die umfassend verletzungsanfällig, störend, schwierig und kaum zu heilen sind, ein angsterregendes Problem. Aus diesen drei Dimensionen – Systemprobleme, Interessendimensionen und psychische Dimensionen – ergeben sich Fragen nach den Ansätzen einer guten Organisationsentwicklung im Kontext von altersgerechter Medizin und Hilfe von pflegebedürftigen Patienten und ihren Familien. Diese drei Problemdimensionen legen ebenfalls drei organisations- bzw. institutionstheoretisch begründete Zugriffe auf die Organisationsentwicklung im Krankenhaus nahe. Insofern sind zum Verstehen der Situation drei organisationswissenschaftliche Ansätze vielversprechend: systemtheoretische Ansätze, die sich vorwiegend mit den rationalen Problemen der Steuerung von Komplexität befassen, gouvernementalitätstheoretische Ansätze in der Tradition von Foucault, deren Bezugspunkt Territorialität ist sowie institutionsanalytische und institutionalistische Ansätze, die sich mit Abwehr in Organisationen und Institutionen befassen. Versteht man Krankenhäuser sowohl als System, als auch als territoriales Feld und Institution im Sinne der Medizinethnologie, eröffnen sich gleichermaßen Wege und Strategien zum Transfer von Wissen zum Umgang mit Systemen.

5. Wertschöpfung und Wohlfahrt als Problem von Zentrum und Peripherie

Mit der Ausweitung des Controllings in den Krankenhäusern sind bewusst sehr gegensätzliche Rationalitäten im System Krankenhaus fest institutionalisiert worden. Das managerielle Zentrum und seine Handlungsmaßstäbe (Wertschöpfung) wurden gestärkt, zumeist ohne die Prozesse der Wohlfahrtsproduktion und Entscheidungen an der (ärztlichen und pflegerischen) Pe-

riperie genau zu kennen. Vielmehr herrschte vor allem bei Finanzierungsproblemen eines Hauses schnell eine „Hermeneutik des Verdachts“ des Zentrums gegen die Peripherie und eine Strategie vor, vor allem durch Entlassung und Fallsteigerung, also wertschöpfungsorientiert wirtschaftliche Probleme zu lösen. Dass das Patientengut im Krankenhaus sich seit Jahren verändert, ist im manageriellen Zentrum, vor allem bezogen auf das Ausmaß des demografischen Wandels im eigenen Krankenhaus, meist unbekannt. Hier liegen nach den Erfahrungen des diesem Artikel zu Grunde liegenden Forschungsprojekts (n= 300) niemals belastbare Zahlen über das jeweilige Ausmaß des demografischen Strukturwandels vor. Wie viele hochaltrige Patienten mit gleichzeitiger Sorge-, Pflege- und Behandlungsbedürftigkeit im Krankenhaus behandelt werden, wie sie wohin entlassen werden, welche „Drehtüreffekte auftreten“ wird im Controlling nicht erfasst. Einige Tatbestände können als Verdeckungszusammenhang angesehen werden, vor allem wenn Patienten wegen schlechter und ungeplanter Entlassung kurze Zeit später wieder im Krankenhaus sind. Notwendigerweise führt das zu Konflikten um ärztliche Entscheidungen, Patienten zu entlassen. Nach Klatetzki (1992) ist dieser Konflikt ein klassischer Zentrum/Peripherie-Konflikt in sozialen Systemen. Eigentlich müssten sowohl die Ansprüche des manageriellen Zentrums, repräsentiert durch das Controlling und die Betriebsleitung, als auch die Ansprüche der Lebenswelt, repräsentiert durch die Anwaltlichkeit von Ärzten und Pflegenden für ihre Patienten im System zwar als gegensätzliche, aber doch anerkennungsfähige Ansprüche verhandelbar sein. Vor allem bei vulnerablen Patienten ist diese gleichzeitige Anerkennungsfähigkeit von System und Lebenswelt von großer Bedeutung, um sie zu schützen. Für dieses Systemproblem zwischen wirtschaftlichem Zentrum und lebensweltlicher Peripherie gibt es jedoch keinen institutionalisierten Ort, weshalb das geschehen ist, was Naendrup schon 1982 vorausgesehen hat. Eine in die Lebenswelt von hochaltrigen Patienten durchschlagene Codierung eines Patienten als Pflegefall, als „ein Fall für die Pflege“ wird als eine Fehlbelegung begründet und der wird angesteuert.

Und auch dieser Fall für die Pflege folgt nun einer eigenen Hierarchie. So gilt das Tablettenstellen oder das Spritzen als Behandlungspflege mit relativ großer finanzieller Attraktivität, während die für den Allgemeinzustand des Patienten und seine Personenwürde so wichtigen Pflegehandlungen der körperlichen Hygiene, der Grundpflege, der Prophylaxen oder auch der zuzwendungspflegerischen Arbeit zunehmend zur bescheidenen Arbeit geworden sind. Ein Paradoxon ist entstanden. Das was dem Patienten und seiner Genesung gut tut, ist im System Krankenhaus nicht anerkennungsfähig.

Es ist leicht zu erkennen, dass es sich hier um gesellschaftliche und politische Konstruktionen handelt, denn es ist widersinnig, unlogisch und gegen jede praktische Vernunft, dass jene Pflege, die sich auf die Wieder(herstellung) der psychischen Haut und des Personseins eines Patienten richtet, die Pflege mit Sorge und Care verbindet als bescheidene Arbeit abgewertet wird, während jene Pflege und Medizin, die einer Verjüngungslogik folgt und am hochaltrigen Patienten scheitert, sich wirtschaftlich lohnt.

Literatur:

- Bandelow von N. (2004): Gouvernance im Gesundheitswesen. Systemintegration zwischen Verhandlung und hierarchischer Steuerung, in: Lange, S./Schimank, U. (Hrsg): Gouvernance und gesellschaftliche Integration, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 89-107.
- Bandura, B./Feuerstein, G. (Hrsg.) (1993): System Krankenhaus, Weinheim: Juventa-Verlag
- Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dierks, M. (2005): Karriere! Kinder? Küche?: Wiesbaden VS-Verlag.
- Diessenbacher, H. (1990): Generationenvertrag. Ethik und Ökonomie: Ist das höhere Lebensalter noch finanzierbar? in: Sachße, C./ Engelhardt, H.T. (Hrsg.): Sicherheit und Freiheit. Ethik und Ökonomie des Wohlfahrtsstaates, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 255-271.
- Dörner, K. (1994): Die institutionelle Umwandlung von Menschen in Sachen, Frankfurter Rundschau 9/11 1994, Dokumentation.
- Etzioni, A. (1978): Soziologie der Organisationen, München: Juventa-Verlag.
- Gröning, K. (1998): Entweihung und Scham, Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag.
- Gurlit, S. (2013): Delirprävention perioperativ – was hilft, in:
http://www.demenz-service-aachen-eifel.de/tl_files/aachen_eifel/PDF%20Dateien/Fachtagung%20Delir%20im%20Krankenhaus/Dr%20Gurlir%20-%20Delirpraevention%20perioperativ%20-%20was_hilft%20-%202016.05.2013%20Aachen.pdf (Stand 27. 10. 2013).
- Habermas, J. (1988): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kirchen-Peters, S. (2013): Akutmedizin in der Demenzkrise, Saarbrücken: Iso.
- Klatzetki, T. (1992): Wissen, was man tut, Bielefeld: Kleine Verlag
- Meireis, T. (2008). Tätigkeit und Erfüllung, Tübingen Mohr und Siebeck.
- Naendrup, P.-H. (1982): Zur sozialrechtlichen Unterscheidung von Pflege und Behandlungsfall, in: Zeitschrift für Sozialreform Wiesbaden, Vol. 322, S. 336-342.
- Nussbaum, M. (2003). Frauen und Arbeit. Der Fähigkeitenansatz, in: zfwu, 4 (1), S. 8-31.
- Weber, M. (1964) Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen: Mohr und Siebert.
- Schaefer, D./Wingefeld, K. (2008): Qualität der Versorgung Demenzkranker. Strukturelle Probleme und Herausforderungen, in: Pflege und Gesellschaft, Weinheim, 13 Jg. (Heft 4,), S. 293-305.
- Süddeutsche Zeitung vom 3. April 2013.

Tagungsbericht der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGsv) vom 22./23. November 2013 - Subjektive Einschätzung eines neuen außerordentlichen Mitglieds

1. Einleitung

Die diesjährige Mitgliederversammlung der DGsv stand unter dem Titel „Wir zerreißen uns. Zerreißt es die Gesellschaft?“. 139 Mitglieder (davon 125 ordentliche, sechs außerordentliche und acht juristische Mitglieder) nahmen in Bonn daran teil. Im Mittelpunkt der Veranstaltung standen die Umstrukturierung und Neuausrichtung des Verbandes sowie die Veränderung der regionalen Arbeit. In den zwei Tagen zeigte sich für mich, dass sich das vorangestellte Thema der Veranstaltung, d.h. desintegrierende versus integrierende Aspekte, in den geführten Diskussionen um die Entwicklung des Verbandes und die „Marke´ Supervision“ (Tölle 2011: 6) widerspiegelte. In den Diskussionen nahm ich Tendenzen der Entfremdung, Vereinzelung und die Gefahr einer Zersplitterung unter der Mitgliederschaft wahr, die auf deren verschiedenen Interessensgrundlagen und unterschiedlichem Professionsverständnis beruhten. Gleichwohl wurden das Interesse und die Notwendigkeit an Verbindendem und Integration deutlich. Außerdem zeichnete sich das Spannungsverhältnis zwischen Berufs- und Fachverband ab.

Meine Wahrnehmungen zu den geführten Diskussionen werde ich anhand von drei Tagesordnungspunkten der Mitgliederversammlung darstellen. So stand am ersten Tag die Gestaltung der regionalen Arbeit im Zentrum der Diskussion. Im Weiteren wurde die Aufnahme der Bezeichnung „Coach“ in die Satzung der DGsv von den Anwesenden verabschiedet. Der Einrichtung einer Teilzeitstelle für die Arbeitsbereiche „Weiterbildung und Wissenschaft“ wurde in einer weiteren Wahl zugestimmt.

Um ein tieferes Verstehen der sich an der Oberfläche der Diskussionen abbildenden Themen zu erreichen, werde ich als theoretische Folie die Untersuchungen des deutschen Soziologen Ferdinand Tönnies zu dem grundsätzlichen Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft als gesellschaftliche Organisationsprinzipien anwenden.

2. Gemeinschaft und Gesellschaft als gesellschaftliche Organisationsprinzipien

Hatte Max Weber bereits eine typologische Gegenüberstellung zweier unterschiedlicher Formen der sozialen Ordnung vorgenommen, eine, die auf Herkunft und Tradition beruht und eine, die ausschließlich aufgrund von rationalen Satzungen und Vereinbarungen als legitim gilt (vgl. Weber 1972: 16ff., 122ff., 541ff.), erfolgt durch Tönnies eine Erweiterung dieser „Außensicht“ auf die konstituierten Ordnungen. Nach Tönnies werden soziale Verbindungen, Verhältnisse und Werte durch den menschlichen Willen geschaffen, gesetzt oder eingerichtet. Hierdurch wird eine psychologische Innenansicht der konstituierten Ordnungen ermöglicht (vgl. Tönnies 2012: 11).

Tönnies ordnet den unterschiedlichen Formen der sozialen Ordnung zwei unterschiedliche For-

men des menschlichen Willens zu. Er unterscheidet in Wesenwille und Kürwille (vgl. ebd.: 223), die in einem interdependenten Verhältnis zueinander stehen. Merkmal beider Willensformen ist die „denkende („bewusste“) Bejahung oder Verneinung des Objekts, d.h. eines Gegenstands oder einer Tätigkeit“ (ebd.: 108; vgl. ebd.: 243).

Der Wille, der Gemeinschaften ausmacht, wird vom Wesenwillen bestimmt. Dem Willen, sich als Teil eines Kollektivs zu sehen und sich selbst notfalls als Mittel und das Kollektiv als Zweck anzusehen. In Anlehnung an Tönnies hat Max Weber den Begriff der Vergemeinschaftung entwickelt. Bei dieser Form sozialer Beziehungen beruht die Einstellung des sozialen Handelns auf „subjektiv *gefühlter* (affektuellem oder traditionalem) *Zusammengehörigkeit* der Beteiligten“ (Weber 2005: 29f). Der Handlungstyp Gemeinschaftshandelnder ist subjektiv sinnhaftes Handeln. Dieses ist auf die unmittelbaren Erwartungen anderer gerichtet (vgl. ebd.: 30). Tönnies versteht unter Arten der Verbundenheit, in denen der Wesenwille überwiegt, etwas organisch Gewachsenes, das auf Verbundenheit, Vertrauen und Abhängigkeit basiert (vgl. Tönnies 1977: 3f).

Während der Wesenwille die Grundlage jeder Beziehungsaufnahme ist, ist der Kürwille die planvolle Organisation des Zusammenlebens (vgl. ebd.). Eine Verbindung lässt sich an dieser Stelle zu dem von Weber entwickelten Begriff der Vergesellschaftung herstellen. Die Einstellung des sozialen Handelns beruht hier auf „rational (wert- oder zweckrational) motiviertem *Interessenausgleich* oder auf ebenso motivierter *Interessenverbindung*“ (Weber 2005: 29), trägt immer formale und zweckrationale Aspekte in sich. Es ist Handeln im Rahmen einer gesetzten Ordnung (vgl. ebd.: 31). Bei Arten der Verbundenheit, in denen der Kürwille und somit „das Denken das Übergewicht gewonnen hat und schlechthin leitend geworden ist“ (Tönnies 2012: 242), erfolgt die Bejahung des Gebildes lediglich aufgrund eines äußeren Zwecks, sich eines Kollektivs als Mittel zum eigenen Nutzen zu bedienen. Es ist etwas künstlich Geschaffenes, ein „mechanisches Aggregat und Artefakt“ (ebd. 1977: 3), das auf Basis von Satzungen, Regeln und Kontrakten basiert.

Das „Wesen von Gemeinschaft und Gesellschaft zieht sich [...] durch alle Arten der Verbundenheit durch“ (ebd. 2012: 244). In Gruppen lassen sich sowohl gemeinschaftsbildende Interaktionen als auch soziale Differenzierungsprozesse beobachten, die zu einem Aushandeln von Regeln und der Entwicklung von Gruppensatzungen führt. Mit seiner Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft hat Tönnies insbesondere Kritik am Liberalismus des 19. Jahrhunderts geübt. Im Rahmen des Modernisierungsprozesses seien Gemeinschaften zurückgedrängt worden. Individualisierung stelle das wichtigste Prinzip moderner Gesellschaften dar. Formalisierungen von Beziehungen seien durchgesetzt (vgl. Tönnies 1977). Wie Weber in „Die protestantische Arbeitsethik und der Geist des Kapitalismus“ (2005) nahm Tönnies wesentliche Ideen der Modernisierungstheorien, die in den 1950er und 1960er Jahren das vorherrschende entwicklungstheoretische Paradigma darstellten, vorweg.

Kennzeichen „traditioneller Gesellschaften“ stellen in der Vielzahl der frühen Modernisierungstheorien von u.a. Walt W. Rostow, Samuel P. Huntington und David McClelland eine geringe Produktivität, Dynamik und Mobilität, Irrationalität, eine starre gesellschaftliche Struktur sowie einen geringen Individualisierungs- und Differenzierungsgrad dar. Zu Merkmalen „moderner Gesellschaften“ werden ein hoher Individualisierungs-, Differenzierungs- sowie Bildungsgrad, eine hohe Produktivität, Rationalität und soziale Mobilität sowie Unternehmertum gezählt.

Mitglieder sich modernisierender Gesellschaften müssen „in ihren Rollen als Erwerbstätige und Wähler gut ausgebildete, mobile, flexible, leistungsbewusste Persönlichkeiten“ (Zapf 1997: 34) werden. Jeder Mensch wird als Architekt seines Lebenslaufs angesehen (Beck 1987). Konzepte, wie das des Arbeitskraftunternehmers (Pongratz & Voß 2004) oder des unternehmerischen Selbst (Bröckling 2007) verdeutlichen, dass es sich bei dem Modernisierungsprozess um einen Prozess handelt, der mit einem „Zuwachs an zumindest partieller Freiheit bei größerem Risiko und größerer Selbstverantwortung“ (Gröning 2013: 14) handelt. Dadurch, dass der Arbeitnehmer ständig offen für kurzfristige Veränderungen ist, ständig Risiken eingeht sowie weniger abhängig von Regeln und förmlichen Prozeduren ist, befindet er sich immer wieder in einem „Zustand der Verletzlichkeit“ (Sennet 1998: 109; vgl. ebd.: 10f.). Eine stabile Identität mit Orientierung, Planung, starken Wertungen wird ersetzt durch Formen flexibler "situativer Identität" (Rosa 2003: 63). Der steigende Bedarf an arbeitsbezogenen und beruflichen Beratungsformen wird modernisierungstheoretisch mit der zunehmenden Differenzierung, Individualisierung und Pluralisierung moderner Gesellschaften begründet (vgl. Beck 1987).

Seit Mitte der 1980er Jahre sind, nach Niedergang der Dependenztheorien und Durchsetzung neoliberalistischer Wirtschaftstheorien, im selben Jahrzehnt neue Modernisierungstheorien entwickelt worden, die sich von den klassischen unterscheiden und diesen teilweise deutlich widersprechen. Gemeinsamer Standpunkt von Vertretern dieser Theorien, wie u.a. Ulrich Beck, Anthony Giddens und Wolfgang Zapf ist die Annahme, dass moderne Gesellschaften nur halb-moderne Gesellschaften darstellen. Von diesem Standpunkt aus wird eine zweite, reflexive oder weitergehende Modernisierung untersucht, die je nach Theorie, zwischen den 1970er und 1990er Jahren begonnen habe. Da die Modernisierungstheorien grundsätzlich anerkannt und nicht in Frage gestellt werden, sondern höchstens eine Modifizierung erfahren, scheint es den aktuellen Vertretern möglich zu sein, auch Negativaspekte zu hinterfragen.

3. Themenschwerpunkte der diesjährigen Mitgliederversammlung

3.1 Gestaltung der regionalen Arbeit

Bei der diesjährigen DGSv-Mitgliederversammlung stellten die Umstrukturierung und Neuausrichtung des Verbandes sowie die Veränderung der regionalen Arbeit den Themenschwerpunkt dar. Seit seiner (auf gemeinschaftlicher Grundlage erfolgten) Gründung im Jahr 1989 hat sich der Verband zunehmend von Gemeinschaftlichkeit zur Gesellschaftlichkeit hin entwickelt. Jetzt erfolgt eine weitere Organisationsveränderung, die eine größere Formalisierung und Satzungs-mäßigkeit in der Kommunikation bedeutet.

Zwei Modelle für die zukünftige regionale Arbeit wurden zur Wahl gestellt. Das „Modell 1“, konzipierte die Regionalgruppen als rechtlich unselbstständige Untergliederungen der DGSv. Nach dem Modell wäre das Bundesgebiet flächendeckend mit Regionalgruppen zu versorgen. Alle Mitglieder des Verbands seien zugleich Mitglieder einer Regionalgruppe und die DGSv ein somit bundesweit aufgestellter Verein mit formaler Untergliederung. Dieses Modell wurde von Mitgliedern präferiert, die eine möglichst der bisherigen Praxis ähnliche Konzipierung der Regionalgruppen als wünschenswert erachteten. Im Sinne von Tönnies kann diese Struktur von Regionalgruppen als eine durch Wesenwillen konstituierte soziale Ordnung in Form einer „Or-

ganbildung“ gedeutet werden. Die subjektiv gefühlte Zusammengehörigkeit stellt hier die Basis für das soziale Handeln dar, welches als subjektiv sinnhaft von den Mitgliedern erlebt wird (vgl. Tönnies 2012).

Das „Modell 2“, welches mehrheitlich von den Verbandsmitgliedern und dem Vorstand gewählt wurde, versteht Regionalgruppen als rein freiwillige Zusammenschlüsse ohne auferlegte Aufgaben und Pflichten. Somit stellen sie keine Untergliederung des Verbandes dar und sind rechtlich gesehen keine Regionalgruppen der DGSv. Der Verband bleibt somit ein bundesweit aufgestellter Verein ohne formale regionale Untergliederung. Die derzeitig bestehenden regionalen Zusammenschlüsse können ihre Arbeit fortführen, Initiativen voranbringen sowie einen fachlichen Austausch ermöglichen. Sie sind jedoch frei von Auflagen, gleichwohl aber auch ohne Sonderrechte. So dürfen sie beispielsweise nicht den Charakter einer verbandlichen Untergliederung der DGSv nach außen darstellen. In Anlehnung an Tönnies kann dieses Modell als Bildung „loser Zusammenschlüsse“ gedeutet werden, als etwas künstlich Geschaffenes. Der Interessenausgleich und/oder die Interessenverbindung beruht auf zweckrationalen Motiven der Handelnden (vgl. ebd.).

Nach der Vorstellung der beiden Modelle seitens des Vorstandsmitglieds Beatrix Reimann stellte der herrschende Diskurs zu Diskussionsbeginn die finanziellen Folgen dar, die die Einführung eines jeden Modells für die Mitglieder und die Regionalgruppen haben würde. Die Balance der Macht innerhalb des Verbandes, das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie stand nachfolgend im Zentrum der Debatte. Beeindruckt hat mich, wie viel Zeit und Energie der Diskurs über Finanzen einnahm, und dass das für mich sich abbildende Subthema, das „Verbindende und Trennende“ nicht aufgegriffen wurde. Katharina Gröning äußerte im Plenum ihre Irritation diesbezüglich und stellte diesen Aspekt heraus, was jedoch von den Anwesenden nicht im weiteren Diskussionsverlauf aufgegriffen wurde. Außerdem fand ich es bemerkenswert, dass erst nach Vorstellung der beiden Modelle und nach langem Diskussionsverlauf des Vorstandsmitglieds Norbert Scholz die Frage aufgeworfen wurde, ob und inwieweit aus beiden Modellen nicht ein drittes generiert werden könnte. Der Vorstand wurde nachfolgend seitens der Mitglieder zu einer deutlichen Positionierung aufgerufen. Vorstandsmitglied Ursula Tölle teilte mit, dass die Mehrheit des Vorstands in dem Modell 2 ein Modell sähe, das die Realität des Verbandes besser abbilde als das Modell 1.

Ein auf Kontrakten und Vertraglichkeit basierendes Handeln neigt zur moralischen Entleerung. Bedürfnisse nach Vertrauen, Verbundenheit und Zustimmung kann nicht mehr erfüllt werden (vgl. Gröning 2010: 32). In den geführten Diskussionen zum Thema der Strukturierung regionaler Arbeit nahm ich auf der einen Seite Mitglieder wahr, die im Sinne von Tönnies Wesenwillen nach reintegrierenden Institutionen suchten, nach reflexiven, gemeinschaftsbildenden, auf Halt und Beständigkeit beruhenden Räumen. Diese betonten die Bedeutung von Regionalgruppen als Orte der Vernetzung, als Anlaufstelle für neue Mitglieder, als Marketinggemeinschaften sowie als identitätsstiftende Orte. Ich hatte den Eindruck, dass es den Mitgliedern, die sich für das Modell 1 einsetzten, an Würdigung des im Sinne von Tönnies organisch Gewachsenen fehlte, welches auf Vertrauen und Verbundenheit aber ebenso Abhängigkeit basiert. Ich nahm wahr, wie in kämpferischer gleichwohl verletzter sowie nachfolgend resignierender Weise um den Erhalt der bisherigen Regionalgruppen geworben wurde. Marion Schwermer, Mitglied des Leitungsteams der Konferenz der Regionalgruppen (KRG), verstand Modell 2 als ein Modell, das

gegen die bisherigen Regionalgruppen und deren Aktivitäten gerichtet ist.

Demgegenüber nahm ich auf der anderen Seite eine Haltung und Argumentationsgrundlage von Mitgliedern wahr, die sich formal und zweckrational darstellte. Die Abhängigkeit des Beratungsangebots vom Markt, die Konkurrenz unter den Verbandsmitgliedern wurde u.a. am Beispiel der Gestaltung von Marktzugängen deutlich. Auch, wenn diese Aspekte nicht offen von den Mitgliedern formuliert wurden und meiner Einschätzung nach vielen der Anwesenden nicht bewusst war, wurde modernisierungstheoretisch argumentiert. Rationale Kalkulation von Einsatz/Kosten und Ertrag/Nutzen eigener Ressourcen und vereinzelt Unternehmertum, somit das Bestehen am Markt, wurden für mich spürbar. Das „vorhandene Traditions-Modell“ (Lauinger 2012: 6) der Regionalgruppen im Sinne einer Organbildung scheint für die Mehrzahl der Mitglieder keine attraktive Form der Begegnung darzustellen.

Wie ein roter Faden wurden die Diskussionen einerseits durchzogen von Metaphern, wie Lebendigkeit, Gesicht der DGSv in der Region, Identifikation, Halt und Orientierung. Andererseits wurde von neuer Identifikation mit dem Verband, einer größeren Vielfalt von Engagement und Multiplikation, einem freien Rahmen, Freiwilligkeit, Wahlfreiheit gesprochen. Ich nahm deutlich die unterschiedlichen individuellen Interessen und die Konkurrenz unter den Anwesenden wahr. Ein „Wir-Gefühl“ vernahm ich lediglich am Abend bei der Verabschiedung des bisherigen Vorstands, deren Mitgliedern sowie den Mitgliedern der verschiedenen Ausschüsse. Das Obertema der Veranstaltung, die Spaltung, Zerrissenheit, Zersplitterung und Vereinzelung der gemeinsamen Profession fand ich in den geführten Diskussionen wieder. Ich erkannte eine deutlich an Gesellschaft als Organisationsprinzip orientierte Haltung.

Meiner Ansicht nach ist die Herstellung einer Balance zwischen den beiden Organisationsprinzipien Gemeinschaft und Gesellschaft von zentraler Bedeutung für die weitere Entwicklung des Verbands sowie für die Identität der gemeinsamen Profession. Ein Übergewicht an Kürwillen birgt die Gefahr einer Zersplitterung des Verbands sowie einer Reduzierung auf das „bloße Etikett“ des DGSv-Zertifikats in sich. Die Lebendigkeit, die Vielfältigkeit, die es zu nutzen gilt, könnte „absterben“. Eine im Schwerpunkt auf gesellschaftsorientierten und marktorientierten Handlungsweisen beruhende Ausrichtung des Verbands als Berufsverband, würde zudem die Gefahr in sich bergen, dass Supervision „beliebig“ wird und einer „moralische Entleerung“ der supervisorischen Profession Vorschub leisten. Die fortwährende Einbindung und Reflexion der wissenschaftlichen Ausrichtung des Verbands als Fachverband erscheint an dieser Stelle unerlässlich.

3.2 Aufnahme der Bezeichnung „Coach“ in die Regelwerke des Verbands

Das zweite Thema der Tagung stellte die Abstimmung über die Aufnahme des Titels „Coach“ in die Satzung des Verbands dar. Vorstandsmitglied Brigitte Hausinger gab einleitend an, dass dem Coaching neben Supervision ein in Markt und Weiterbildung unübersehbar gewachsener Stellenwert zukäme. Die gewandelte Realität für die Mitglieder und Ausbildungsstätten solle sich in den Regelwerken der DGSv abbilden. Die Mehrzahl der Anwesenden stimmte diesem Antrag zu. Die Orientierung des Verbands an einem Supervisionsverständnis, dass eher ausgerichtet ist auf ein modernisierungstheoretischen Fokus im Sinne von Supervision als Managementfunktion, als Instrument der Personalentwicklung, der Karriereberatung, wurde an dieser Stelle deutlich. Für die Profession und die Qualität supervisorischer Arbeit erachte ich es als unerlässlich,

dass sich der Verband weiterhin kritisch mit den verschiedenen Beratungsformen auseinandersetzt. Es sollte um die Frage gehen, wie es der DGsv gelingen kann, ihrem bei Gründung gestellten Auftrag in der heutigen Zeit adäquat nachzukommen. Supervision zu professionalisieren. Dies kann meiner Ansicht nach nur erfolgen, wenn ein grundlegend gemeinsames Verständnis über Inhalte und Zuständigkeit der vielfältigen Beratungsformen innerhalb der DGsv erreicht wird, was selbstverständlich keine leichte Aufgabe für den Verband und seine Mitglieder darstellt. Dennoch erachte ich es als unverzichtbar, sich mit Fragestellungen auseinanderzusetzen, wie beispielsweise: „Wie ist Supervision/Coaching ausgerichtet? Welchem Auftrag folgt sie? Welches Welt- und Menschenbild liegt der jeweiligen Beratungsform zu Grunde? Inwieweit wird sich mit Beratungskritik auseinandergesetzt?“ Der Evaluierung und Integration aktueller Aus- und Weiterbildungsangebote messe ich hierfür eine große Bedeutung bei.

Die supervisorische Praxis sieht sich heute mit einer Beratungskritik konfrontiert, die sie nicht ignorieren, sondern mit der sie sich auseinandersetzen sollte. Zum einen wird der Vorwurf der „trivialisierter Therapie“ (Gröning 2013: 11) formuliert. Zum anderen muss Supervision beweisen, dass nicht jede ihrer Formen „unter den Verdacht der Gouvernamentalität fallen kann“ (Gröning 2013: 14). Hier werden Beratungsangebote als Techniken der Selbst- und Fremdführung verstanden. Der Mensch soll dazu gebracht werden, sich selbst zum Nutzen des Unternehmens zu regieren. Die Steigerung seiner Effizienz und Verwertbarkeit wird verfolgt, nicht die Förderung von Autonomie (vgl. Bröckling et al. 2000).

Vorstandsmitglied Theresia Volk sprach in ihrer Begrüßung von der Zuwendung der DGsv zu gesellschaftlichen Themen, wovon auch die Wandelausstellung zum Thema der Veranstaltung zeugte, die von den Verbandsmitgliedern organisiert und an beiden Veranstaltungstagen den Anwesenden offen stand. Aus fachlichem Interesse hoffe ich, dass durch die „Sichtbarmachung“ der aktuellen gesellschaftlichen Strukturen, in denen sich Beratungsformate wie Supervision und Coaching neben anderen positionieren, auf fachlicher Ebene weiterhin eine kritische Auseinandersetzung mit modernisierungstheoretischen Perspektiven im Verband angeregt wird. Eine von mir beobachtete, meist von politischen Interessen motivierte Uminterpretation sowie nicht hinterfragte Mythenbildung modernisierungstheoretischer Aspekte sollte durch Reflexion an die Oberfläche des Diskurses gelangen (vgl. Bourdieu 1993: 126 „Doxa“).

3.3 Weiterbildung und Wissenschaft

Bei einer weiteren Wahl ging es um die „Marke Supervision“, um die Frage der Gestalt, Ausrichtung und Qualität der supervisorischen Aus- und Weiterbildung. Vorstandsvorsitzende Brigitte Geißler Piltz bezeichnete die angehenden SupervisorInnen mit dem Begriff „Rückgrat für die Profession“. Sie betonte die Wichtigkeit eines fachlich-kritischen Blicks seitens des Verbandes auf die Ausbildungssituation: „*Wir nutzen die Debatten zur Qualität zu wenig*“ (ebd.).

Der alte Vorstand und die Mitglieder der DGsv sprachen sich am ersten Veranstaltungstag für die dauerhafte Einrichtung einer Teilzeitstelle für die Arbeitsbereiche „Weiterbildung und Wissenschaft“ aus. Vor und während der Abstimmung hatte ich Sorge, dass mein fachliches Interesse an einer weiterführenden Professionalisierung von Supervision durch eine zunehmende wissenschaftliche und theoretische Fundierung, auf wenig Zustimmung bei den Anwesenden treffen könnte. Die Frage: „Was darf uns Wissenschaft kosten?“ stand meiner Wahrnehmung nach im Raum. Anlass für meine Skepsis stellte die Tatsache dar, dass die Mehrzahl der

DGSv-Mitglieder ihre supervisorische Ausbildung vor ca. 20 Jahren absolviert hatten (Altersdurchschnitt der Mitgliedschaft liegt bei 56,5 Jahre, Stand 30.09.2013). Die Ausbildungsformen und -inhalte haben sich seitdem deutlich verändert. Etablierte Ausbildungsinstitute und auch die einzelnen SupervisorInnen sehen sich mit einer zunehmenden Akademisierung der Supervisionsausbildungen konfrontiert. Die teilweise mit Skepsis betrachtete „Verwissenschaftlichung“ von Supervision hätte zu einer Ablehnung der Stelle führen können.

Nach der Wahl wies Ehrengast Wolfgang Weigand darauf hin, dass durch Schaffung dieser Stelle eine Verknüpfung von Berufs- und Fachverband aufrechterhalten werde. Seiner Ansicht nach folge der fachliche Diskurs jedoch anderen Gesetzmäßigkeiten als der berufspolitische Diskurs innerhalb des Verbands. Weigand sprach sich für eine stärkere Differenzierung an dieser Stelle aus, damit die Unabhängigkeit und Eigenstruktur des wissenschaftlichen Diskurses gewährleistet wird. Hiermit sprach er meines Erachtens das Spannungsverhältnis zwischen marktorientierten Aspekten des Berufsverbands DGSv und inhaltlichen, fachlichen sowie ethischen Aspekten des Fachverbands DGSv an. Die Gefahr einer Unterordnung bzw. Ausrichtung der Wissenschaftlichkeit unter bzw. auf den Primat der Wirtschaftlichkeit ist meines Erachtens nicht von der Hand zu weisen. Ich kann Wolfgang Weigand demzufolge nur zustimmen. Ich erachte die Zustimmung der Mitglieder zu der Einrichtung der Stelle als positives Signal für die Erkenntnis, dass an der „Exklusivität“ (Geißler-Piltz) des Verbands auch weiterhin gearbeitet werden sollte. Die DGSv als Fachverband tritt in den Vordergrund an dieser Stelle. Die Teilzeitstelle „Weiterbildung und Wissenschaft“ stellt eine Verknüpfung zwischen dem wissenschaftlichen und berufspraktischen Diskurs dar. Dies ist jedoch auch als Chance zu erachten. Eine wesentliche Aufgabe der MitarbeiterIn dieser Stelle dürfte in der Evaluation bestehen, wie der gesellschaftliche Wandel und somit der Wandel in der Arbeitswelt in die Weiterbildung und weitere Verwissenschaftlichung von Supervision aufgenommen wird.

4. Fazit

Die DGSv-Mitgliederversammlung im November stellte für mich die erste dar, an der ich teilnahm. Im Vorfeld hatte ich in Publikationen des „Journal Supervision“ vom Interesse des Verbands gelesen, die Marke Supervision weiter fachlich fundiert und wissenschaftlich auf der Höhe zu halten, um nicht den Anschluss im Strukturwandel zu verlieren.

Auch, wenn mir klar war, dass der fachliche Diskurs nicht im Rahmen einer Mitgliederversammlung geführt werden kann, war ich erstaunt, wie viel sich an der Oberfläche der Diskussionen an grundlegenden zentralen Themen der Verbands und der Profession widerspiegelte.

Katharina Gröning stellt die These auf, dass es der Supervision nur durch eine Besinnung auf ihre reflexive Traditionen gelingen kann zu verdeutlichen, dass sie eine Beratungsform und ein Beratungsmittel darstellt, Menschen zu einem Mehr an Freiheit, Mündigkeit und Identität zu verhelfen (vgl. Gröning 2013: 14). Eine ausschließliche personenzentrierte Orientierung wird hierfür nicht ausreichen. Supervision wird sich gesellschaftstheoretisch verorten müssen (vgl. ebd.). Für die supervisorische Profession sei die Zeit gekommen „*sich nicht mehr nur verbandlich, sondern auch theoretisch zu platzieren*“ (ebd. 13).

Literatur

- Beck U. (1987): Risikogesellschaft. Auf den Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Krasmann, S./Lemke, T. [Hrsg.] (2000): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gröning, K. (2010): Gruppenwissen und Gruppentheorien. Studienbrief, Universität Bielefeld.
- Gröning, K. (2013): Supervision. Traditionslinien und Praxis einer reflexiven Institution, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Pongratz, H.J./Voß, G. (Hrsg.) (2004): Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde der empirischen Arbeitsforschung, Berlin: Edition Sigma.
- Lauinger, W. (2012): DGSv regional - ein Blick zurück nach vorn, in: Journal Supervision, 3/2012, S. 4-6.
- Lichtblau, K. [Hrsg.] (2012): Tönnies, F. Studien zu Gemeinschaft und Gesellschaft,, Frankfurt a. M.: Springer VS.
- Rosa, H. (2013): Beschleunigung und Entfremdung, Berlin: Suhrkamp.
- Sennet, R. (1998): Der flexible Mensch, Berlin: Berlin Verlag.
- Tölle, U. (2011): DGSv-Offensive Weiterbildung, in: Journal Supervision. 4/2011, S. 6.
- Tönnies, F. (1977): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt.
- Weber, M. (2005): Soziologische Kategorienlehre, in: Max Weber. Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 1-232.
- Weber, M. (2005): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Max Weber. Religion und Gesellschaft, Erfstadt: Area, S. 23-183.
- Zapf, W. (1997): Entwicklung als Modernisierung, in: Schulz, M. (Hrsg.), Entwicklung - Perspektiven der Entwicklungssoziologie, Göttingen: Westdeutscher Verlag, S. 31-45.

„Wandel der Über-Ich-Strukturen“

Tagungsbericht der Theoriereihe „Reflexive Supervision“ vom 16. November 2013 an der Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Weiterbildender Masterstudiengang Supervision & Beratung

Am 16. November 2013 fand die Theoriereihe „Reflexive Supervision“ mit dem Thema „Wandel der Über-Ich-Strukturen“ statt. Prof'in Dr. Katharina Gröning konnte hierfür Dr. Wolfgang Schmidbauer gewinnen, der sich durch seine vielfältigen Publikationen in die Mentalitätsgeschichte der Sozialen Arbeit, der Psychotherapie und Paartherapie als auch der Supervision eingeschrieben hat. Sein 1977 erschienenes Buch „Hilflose Helfer“ und der von ihm geprägte Begriff vom „Helfersyndrom“ sind als geflügelte Wörter zur (sozialpädagogischen) Alltagssprache geworden, oft kritisiert, aber noch öfter missverstanden: missverstanden und aus dem Kontext gerissen deshalb, weil es so verstanden wurde, als seien ErzieherInnen und SozialarbeiterInnen, Streetworker und Frauenberaterinnen „an sich“ neurotische Persönlichkeiten, die letztlich ihre soziale Arbeit aus egoistischen Motiven ausführen, um ihre eigenen psychischen Deformationen zu kompensieren. In Wahrheit ging es ihm jedoch darum,

„die besonderen seelischen Risiken der helfenden Berufe genauer zu erkennen, nicht zuletzt aus psychohygienischen Gründen.“

(<http://www.wolfgang-schmidbauer.de/die-hilflosen-helfer-161/> - Stand 02.01.2014)

Das Thema der Tagung „Wandel der Über-Ich-Strukturen“ bot nun die Möglichkeit, diesem Gesichtspunkt noch einmal unter einem anderen Akzent nachzugehen. Gleichzeitig schloss die Tagung thematisch an die voran gegangenen Tagungen an.

Nach einer kurzen Begrüßung eröffnet Prof'in Dr. Katharina Gröning die Tagung mit ihrem Vortrag über das Verhältnis von Arbeit und Würde. Anhand Jürgen Links Normalismustheorie analysiert sie die Arbeitswelt bis in die 1970er Jahre als „protonormalistisch“. Diese ist durch starre gesellschaftliche Strukturen gekennzeichnet, die der strukturfunktionalistische Sicht Talcott Parsons entspricht. In ihm werden die Normalitätszonen komprimiert und stabilisiert. Sie entsprechen - mit Foucault gesprochen - der alten Disziplinarmacht. Schutzbedürftigkeit hat innerhalb dieser rigiden Normalitätsgrenzen keinen Ort und wird als Tabu ins "Außen" verlegt. Menschen mit sichtbaren Beeinträchtigungen oder abweichendem Verhalten werden eingesperrt. Die Unterscheidung normal/nicht-normal orientiert sich an eindeutigen Merkmalen und Urteilen. Ärzte, Psychologen, Pädagogen und andere so genannte helfende Berufe stellen in Behandlung, Beratung, Unterricht und Erziehung "Normalität" her bzw. es werden durch ihre Interventionen "Normallagen" konstruiert, die es (wieder-)herzustellen gilt.

Der „Normalismus“ bezieht sich – ganz im Sinne Michel Foucaults – auf gesellschaftliche Dispositive. Dispositive entstehen durch Diskurse und Praktiken, sowohl im Zentrum als auch in der Peripherie, und sie entstehen durch die Verdattung der Welt. Seit dem Zeitalter der Aufklärung hat sich Politik immer mehr zur Biopolitik entwickelt, d.h., sie hat es mit großen Bevölkerungsschichten zu tun, deren Leben durch Institutionen und Organisationen reguliert und kontrolliert wird. Die Gesellschaft basiert auf statistischen Mittelwerten, ganz im Sinne der Gauß'schen Normalverteilung, und stellt damit Normalität her.

"Normalität", so Links These,

"setzt nämlich ganz wesentlich statistische Dispositive voraus und wird in Bezug auf Durchschnitte und andere statistische Größen definiert. Wenn man mit diesem Definitionskriterium Ernst macht, gibt es - anders formuliert - 'Normalitäten', strictu sensu nur in verdateten Gesellschaften, nur in Kulturen, die sich selbst kontinuierlich, routinemäßig, flächendeckend und institutionell statistisch transparent machen." (Link 1999, zit. n. Hirschberg 2003: 119)

Jürgen Link unterscheidet den oben schon erwähnten 'Protonormalismus' vom 'flexiblen Normalismus'. Protonormalismus nennt er normalistische Strategien

„mit engem Normalspektrum, breiten Bereichen der Anormalität und massiven Normalitätsgrenzen.“

(http://www.uni-siegen.de/phil/demokratie_und_kapitalismus/downloads/delhi_krise_dt.pdf Stand 17.02.2014)

Dem gegenüber zielt die flexibel-normalistische Strategie auf maximale Expandierung und Dynamisierung der Normalitäts-Zonen. Normalistische Normen werden nicht als Regeln gesetzt, sondern bilden sich durch die verschiedenen Verhaltensweisen innerhalb einer Gesellschaft. Sie sind "weicher" und lassen mehr Abweichungen zu. Link vergleicht sie diachron mit einer endlos wachsenden Schlange, bei der sich Normalitäten verschieben (können). Die alten rigiden normativen Normen ließen sich nicht mehr halten. Gröning nennt als Gründe u.a. den Kinsey-Report, die Frauenbewegung, die 68er Studentenrevolte und die Erfahrungen aus den beiden Weltkriegen, die diesen „Normalitätswandel“ mit hervorgerufen haben. Und uns erscheint diese Vorstellung auch sympathischer, weil sie mehr unserem Selbstbild und unserem Lebensgefühl als selbst bestimmtem Individuum entspricht. Aber es liegt hierin auch eine Gefahr, die auf "Taubenfüßen" (Nietzsche) daherkommt und deshalb unbemerkt bleibt. Die "Mikrophysik der Macht" (Foucault) verlegt das, was Normalität sein soll, als Wissen-Macht-Dispositive in die Subjekte. Diese Dispositive bleiben unhinterfragt, weil sie "unter die Haut" (Bourdieu) gehen. Wo also endet das souveräne Subjekt (das Telos der Aufklärung) und wo beginnt das selbst organisierte, sich selbst regierende Selbst? Oder sind beide letztlich die zwei Seiten derselben Medaille?

Aber im flexiblen Normalismus stecken noch andere Gefahren, die laut Gröning vom Thatcherismus der 1980er Jahre ausgeht. Seither hat es einen massiven Wandel von Arbeitsnormen und der Arbeitskultur gegeben. Der Faktor Arbeit wurde flexibilisiert und ging gleichzeitig mit einem Abstieg der Professionen einher (einzig die Ärzte haben sich gewehrt und sind auf die Straße gegangen).

Weitere Aspekte sind die gesellschaftlichen Beschleunigungen, denen Hartmut Rosa auf der Spur ist, und die damit einhergehende Menschenökonomie. Das menschliche Leben ist von einer kreisförmigen Bewegung (Lebenszyklus) zu einer linearen Bewegung (Karriere, Lebenswerk) übergegangen. Bildung und Erziehung zielen auf die Vorbereitung eines Berufs und auf ein ökonomisches Leben. Die Lebenskunst besteht in der Synchronisierungsleistung von Arbeit und Leben. Hiervon zeugen auch die politischen Debatten der letzten Zeit, in denen es immer wieder genau um diese Synchronisierungsleistungen ging und wie diese am besten hergestellt werden können (mit welchen Steuerungsmitteln kann z.B. die Vereinbarkeit von Beruf und Familie hergestellt werden?).

Unter diesen gesellschaftlichen Veränderungen stellt sich – aus psychoanalytischer Sicht - die

Frage, ob sich damit auch die Über-Ich-Strukturen gewandelt haben und wenn ja, wie? Und hat sich tatsächlich die STRUKTUR des Über-Ich gewandelt, d.h. seine Form und Wirkungsweise, oder haben sich lediglich die „Inhalte“ des Über-Ich gewandelt? Oder wandelt sich mit dem Inhalt auch die Struktur?

Zu Beginn seines Vortrags stellt Wolfgang Schmidbauer die ketzerische Frage, ob es Über-Ich-Strukturen überhaupt gibt und ob es sie überhaupt je gegeben habe. Handelt es sich hierbei nicht vielmehr um eine Erfindung, die sich am Bild des protestantischen Pfarrhauses orientiert, das dem Einzelnen im Gewissen die Verantwortung auferlegt? Waren es nicht gerade die rigiden gesellschaftlichen Strukturen mit ihrer rigiden Sexualmoral zu Freuds Zeiten, unter denen seine Patienten besonders gelitten haben? Das Über-Ich als internalisierte rigide Normen der Eltern im Sinne einer protonormalistischen Norm?

In seiner I. Topik stellte Sigmund Freud dem Lustprinzip das Realitätsprinzip, den Sexualtrieben die Ich-Triebe gegenüber. Mit der II. Topik, dem so genannten Struktur- oder Instanzenmodell, hat Freud dann ein dynamisches Modell des Unbewussten entwickelt, das er mit dem I. topischen Modell nicht mehr abbilden konnte (er selbst verwendete übrigens keinen dieser Begriffe). In ihm bildet er die Begriffe des Es, des Ich und des Über-Ich. Alle drei Instanzen reichen ins Unbewusste. Auch das Über-Ich hat triebhafte Qualitäten und antwortet auf die "Anwürfe" des Es. Schmidbauer nennt hier die Fehlleistungen, die nicht einfach passieren, sondern zeigen: er/sie wollte verraten oder erwischt werden.

Das Über-Ich beinhaltet mehr als diese oder jene Mahnung: die Autorität des Gewissens und der Tradition ist ein Appell, ein Ruf (des Gewissens) zum Selbstsein und Selbstwerden, in ihm ist die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung angelegt und damit zur eigenen Identität. Mit dem Untergang des Ödipus, der nach Melanie Klein und Otto Kernberg viel früher, als von Freud bezeichnet, einsetzt und auch viel länger anhält, spaltet das Kind in gute Mutter - böse Mutter, gutes Objekt - böses Objekt. Das Kind liebt und zerstört den Teddybär gleichermaßen. Durch die Trennung von der Mutter wird es sich erst seiner Liebe zu ihr "bewusst". Ein gesundes Kind kann beide Seinsweisen der Mutter in der so genannten "depressiven Position" integrieren. Diese depressive Position muss zwischen Wunsch und Versagung immer wieder neu in der dynamischen Auseinandersetzung mit der Um- und Mitwelt hergestellt werden, z.B. auch mit Humor. Humor schafft Abstand: im Humor erkennt man den vergeblichen Versuch, das Absolutgute zu erreichen, während man das Teilgute verachtet oder gar nicht wahrnimmt.

Was bedeutet dies jedoch, wenn das Über-Ich der Eltern nicht mehr die strenge „protestantische Ethik“ ist, sondern wenn den ES-Trieben „gehuldigt“ wird wie dem Goldenen Kalb (2. Mose 32, 1-4) während des Auszugs der Israeliten aus Ägypten, als Mose auf dem Berg Sinai die Tafel mit den Zehn Geboten erhielt – auch dies ein Sinnbild für unsere (post-)moderne Zeit. Kinder sollten Versagungen durchleben, um zu lernen, dass Wünsche nicht sofort erfüllt werden und dass Wünsche mit Versagungen zu tun haben, indem man sie sich erarbeitet. Es ist eine klinische Wahrheit: Kinder kommunizieren mit dem Über-Ich der Eltern – das sind die irrationalen Komponenten des Schuld- und Schamgefühls. Aber was ist, wenn diese Eltern ihre Über-Ich-Strukturen verloren haben und stattdessen die kapitalistische Konsumgesellschaft die totale Verwöhnung als die alles versorgende „gute“ Mutter übernimmt? Der Computer befeuert unsere regressiven Größenwahnphantasien, die durch die Medien stimuliert werden. Kränkungen und Versagungen werden nicht mehr ver- oder überwunden, sondern mit Konsum „zu-

gedeckt". Die mangelnden Über-Ich-Strukturen haben zu dem Narzissmus der heutigen Zeit geführt (*"Unter'm Strich zähl' ich"*).

Auf der anderen Seite – und das ist vielleicht das Dramatische – etabliert sich eine rigider werdende Arbeitswelt, in der der Druck auf Mitarbeiter steigt, in der die Arbeit verdichtet und fragmentiert wird und Arbeitszeiten flexibilisiert werden. Langjährige Verdienste um eine Firma werden nicht mehr anerkannt und führen zu Kränkungen, insbesondere wenn sie mit ihrer Freisetzung, sprich Kündigung "belohnt" werden. Gleichzeitig – so Gröning – nagt die Moderne an den Professionen. Es findet derzeit eine Entprofessionalisierung der Berufe und ihrer habituellen Positionen bei gleichzeitiger Aufwertung der Führungskräfte (siehe den Bankensektor mit ihren Boni) statt. Diese rigider werdende Arbeitswelt wird durch die Konsumgesellschaft und ihren regressiven Versprechungen abgespalten. Wollen wir uns damit abfinden, dass einige Wenige in der Dekadenz eines unermesslichen Reichtums schwimmen – gleichsam wie im französischen Absolutismus des 18. Jahrhunderts – während die Vielen - überspitzt gesagt - mit billigen Doku-Soaps abgespeist werden. Der Run auf die besten Plätze hat begonnen und hinter sich wird die Tür geschlossen: *"Wir müssen draußen bleiben!"*

In der rigiden moralischen Zeit des ausgehenden viktorianischen Zeitalters beschäftigte sich die Psychoanalyse mit dem (unterdrückten) ES, während des Aufkommens der Massenbewegungen (kulturell: Massenmedien wie der (Hollywood-) Film und das Radio; politisch: der Bolschewismus und der Nationalsozialismus) beschäftigte sie sich mit dem ICH und nun im Zeitalter der Konsumgesellschaft mit den Über-Ich-Strukturen. Niemand wünscht sich die rigide Moral (den Protonormalismus), die sich letztlich als Doppelmoral herausgestellt hat, und die brutale Bigotterie zurück, die Michael Haneke so eindrucksvoll in seinem Film "Das weiße Band" am Vorabend des Ersten Weltkriegs zeigt, und wir ahnen, dass diese gesellschaftlichen Zustände mit verantwortlich sein werden für das Dritte Reich. Dennoch entstehen Kulturleistungen durch Versagung, durch Sublimierung und Triebverzicht. Die individuelle (Konsum-)Freiheit – so Freud – schafft keine Kultur. Der flexible Normalismus unserer Zeit entbindet uns nicht davon, ethische Normen auszubilden. Normen zu internalisieren bedeutet, eine Über-Ich-Struktur aufzubauen, oder etwas antiquiert ausgedrückt, eine Haltung zu entwickeln oder eine Charakterbildung zu durchlaufen. Dies schließt an den von Aristoteles entwickelten Polisgedanken an, der auf der Arete, den Tugenden oder der "Tauglichkeit" der Menschen als politisches Lebewesen (Zoon Politikon) basiert. Diese Tugenden sind quasi a priori die Stütze des Gemeinwesens und auf es gerichtet. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es interessant, die individualistische Moral, die wir seit Kant und der Aufklärung favorisieren, erneut zu befragen. Wenn unsere eigene Identität allererst durch Interaktion mit dem anderen entsteht, liegt es nahe, eine Moral von diesem anderen aus zu formulieren. Die Ironie der derzeitigen gesellschaftlichen Entwicklung liegt aus meiner Sicht darin, dass wir durch unsere regressiven Konsumwünsche gerade die Grundlagen zerstören, die für ihre Herstellung unentbehrlich sind.

Was bedeutet dies nun für die Supervision? Wie begreifen wir Supervisoren den gesellschaftlichen Wandel vom protestantischen Pfarrhaus zur Konsumgesellschaft, die – nebenbei gesagt – laut Max Weber der protestantischen Ethik entsprungen ist? Supervision hat es mit den gesellschaftlichen Veränderungen zu tun und damit auch mit sich verändernden Über-Ich-Strukturen. Als Beispiel soll hier das so genannte "Supervisorencasting" stehen. In ihm sieht Schmidbauer einen "kannibalischen Akt", in dem der "leckere Supervisor" verspeist und – um im Bild zu blei-

ben – einverleibt wird. Damit wird ihm von vorneherein die Möglichkeit genommen, den Blick des Dritten einzunehmen, d.h. kritisch die Organisation und ihre Arbeitsbedingungen zu reflektieren und anzusprechen: Hauptsache, die Chemie stimmt, wie Schmidbauer an anderer Stelle sagt. Damit wird die Arbeit am Widerstand unmöglich. Hier gilt es immer wieder, die eigene Aufgabe und Rolle des Supervisors auf diesem gesellschaftlichen Hintergrund zu reflektieren, denn auch Supervisionsprozesse werden zunehmend der Systemlogik unterworfen. Sie sollen schnell und effizient, zielführend und lösungsorientiert sein – bei gleichzeitig entlastender Wellness-wohlühl-Atmosphäre. Supervision sollte sich daher als Kampf (Gröning im Anschluss an Honneth) bzw. Ringen (Schmidbauer) um die depressive Position auszeichnen: anerkennen, dass es Licht und Schatten gibt. Sie sollte sich als Kulturleistung verstehen, bei der es einer gewissen Anstrengung bedarf, Konflikte im Sinne der Polis zu bearbeiten und einander widersprechende Überzeugungen dialogisch auszuhandeln. Die Supervision als einen Weg zur Eubulia, zur Wohlberatenheit, zu verstehen und gegenüber den Institutionen und Supervisanden zu vertreten und stark zu machen, wäre Aufgabe der Supervisoren. Denn die Wohlberatenheit ist eine Form der politischen Klugheit (Phronesis), im Sinne des Ganzen Entscheidungen zu treffen, nach denen dann gehandelt werden kann.

In den anschließenden Resonanzgruppen sind wir insbesondere den Fragen der gesellschaftlichen Veränderungen nachgegangen und haben sie mit dem Konzept des Über-Ich in Verbindung gebracht. Immer wieder wurde damit auch der Anschluss zu den vorherigen Tagungen der Reflexiven Supervision hergestellt: ein Transfer zu Wilhelm Heitmeyer (Autoritärer Kapitalismus, rohe Bürgerlichkeit, Anerkennung), Elisabeth Rohr (Ethnopsycholanalyse) und Peter Friedrich (Michel Foucault), die einen je eigenen Blick auf den gesellschaftlichen Wandel in den "Reflexiven Supervisionen" geworfen haben.

Denn es geht einerseits – wie Hegel sagt – darum, die Welt in seiner Zeit zu begreifen und andererseits darum – wie Marx sagt – die Welt zu verändern.

Zu der nächsten Tagung "Herausforderungen – neue Normalitäten in der Krise?" im März 2014 ist Jürgen Link eingeladen. Damit ergibt sich die Möglichkeit, sich noch einmal vertieft mit seinen normalismustheoretischen Überlegungen auseinanderzusetzen.

Literatur

- Hirschberg, M. (2013): Normalität und Behinderung in den Klassifikationen der Weltgesundheitsorganisation, in: Waldschmidt, Anne (Hrsg.). Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagesdokumentation, Kassel: bifos-Schriftenreihe, S. 117-128.

Rezension:

Thierfelder, C. (2009): Durch den Spiegel der Anderen. Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz in Seelsorge und Beratung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

256 Seiten, ISBN 978-3-525-62394-7.

Habilitationsschrift aus 2004 der Theologin, Psychoanalytikerin und Pastoralpsychologischen Beraterin Constanze Thierfelder. In der Reihe „Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie“ (Hauschildt et al.) wurde die Arbeit im Jahr 2009 veröffentlicht. Diese Auflage ist vergriffen. Die Publikation ist jedoch beim Verlag als book-on-demand erhältlich.

1. Inhaltlicher Überblick

Zentrale These der Arbeit stellt die Annahme dar, dass die Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz wichtige Hinweise, wenn nicht sogar eine Basis für die Theorie und Praxis von Seelsorge und Beratung in der Postmoderne bietet (vgl. Thierfelder 2013: 19). Ausgehend von der Feststellung, dass sich Kirche und Seelsorge dem gesellschaftlichen Wandel nicht entziehen kann, entwickelt die Autorin einen Ansatz zur Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz für Seelsorge und Beratung, der nicht Nähe und Empathie in den Vordergrund stellt, sondern Distanz, Nicht-Verstehen und Differenz in den Beratungsprozess mit einbezieht.

Die Autorin situiert zu Beginn ihre Arbeit im Kontext aktueller Seelsorgeansätze. Anschließend zieht sie zwei unterschiedliche Methoden zur Wahrnehmung und Analyse von Fremdheit und Differenz heran und positioniert sie nebeneinander. Zum einen stellt Thierfelder die Wahrnehmungsperspektive der konstruktivistischen Theorie, zum anderen die der ethnopsychanalytischen Theorie dar. Das Verbindende beider Theorien stellt deren psychoanalytische Grundthese einer Existenz des Unbewussten im Individuum, in Sprache und in Gesellschaft dar.

Für die konstruktivistische Wahrnehmungsperspektive wählt Thierfelder die feministische Theorie der französischen Linguistin, Philosophin und Psychoanalytikerin Luce Irigaray. Vor dem Hintergrund der Lacanschen Psychoanalyse geht Thierfelder auf Irigarays Wahrnehmungsperspektive und Vorgehensweise zur Dekonstruktion der sprachlichen Realität, von selbstverständlichen Normen und Kategorisierungen ein.

Im Weiteren stellt die Autorin die zentralen Annahmen Georges Devereuxs als Begründer der Ethnopsychanalyse dar. Nach Devereux ist für jede Erkenntnis die Aufarbeitung der affektiven Verstrickung des Forschers mit dem erforschenden Material erforderlich. Die eigentliche Quelle der Erkenntnis und somit zentrales Forschungsinstrument liegt für ihn in der Analyse von Gegenübertragungsprozessen. Devereuxs Überlegungen bildeten mit dem ethnopsychanalytischen Ansatz von Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy den Ausgangspunkt für die Weiterentwicklung der Ethnopsychanalyse durch die Schweizer Kulturanthropologin und Ethnopsychanalytikerin Maya Nadig. Thierfelder stellt deren epistemologische sowie methodologische Forschung dar.

Sowohl für die Diskurstheorie als auch für die Ethnopsychanalyse zeigt Thierfelder den Weg von der jeweiligen Theorie zu Methoden der Gesprächsanalyse auf. Hierbei verbindet sie zum

einen Irigarays Diskurstheorie mit Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Diskurstheorie. Zum anderen erfolgt, aufbauend auf Nadigs Forschungspraxis, eine Weiterentwicklung der ethno-psychoanalytischen Methode zu einer Analysemethode für Gespräche in der eigenen Kultur. Die für die Praxis der Seelsorge und Beratung von Thierfelder weiterentwickelten Methoden erprobt sie an einem konkreten Beratungsfall. Bei der Gesprächsanalyse bezieht sie sich stets auf die Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz und arbeitet diese an Theorien der Geschlechter- und Kulturdifferenz heraus. Dadurch, dass jede der beiden Perspektiven einen anderen Wahrnehmungshorizont eröffnet, wird die Komplexität der Wirklichkeit verdeutlicht. Mittels der Gesprächsanalysen zeigt Thierfelder den Erkenntnisgewinn, der durch die Wahrnehmung und Verarbeitung von Differenz gewonnen wird, für die Subjektgewinnung und Identitätsfindung für die am Beratungsprozess Beteiligten auf.

Das letzte Kapitel der Arbeit stellt ein fiktives Gespräch der Autorin mit dem Psychoanalytiker und Professor für Praktische Theologie Klaus Winkler dar. Der Nutzen ihres Ansatzes für den Bereich der Seelsorge wird abschließend verdeutlicht. Gleichwohl wird aufgezeigt, welche theologischen Implikationen diese Erweiterung des Wahrnehmungshorizontes für die Seelsorge hat.

2. Kontextualisierung

In Anknüpfung an fachspezifische Felder wie der Linguistik, der Philosophie, der Psychoanalyse, der Ethnopsychanalyse sowie der Paartherapie entwickelt Thierfelder ihren eigenen Ansatz zur Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz. Sie stellt eine bislang geringe Thematisierung von Fremdheit und Differenz im kirchlichen Umfeld und in der Praktischen Theologie fest. Durch die anthropologische Wende in der Seelsorge in den 1970er und 1980er Jahren sei ein Wahrnehmen und Annehmen in den Vordergrund gestellt und eine Haltung von Verständnis und Nähe begründet worden. Ihrer Ansicht nach blieb diese Sichtweise jedoch weitgehend dem aufklärerischen, modernen Subjektverständnis verhaftet, das die Radikalität der gesellschaftlichen Umbrüche nur unzureichend in den Blick genommen hätte (vgl. Thierfelder 2013: 18).

Thierfelder verortet somit ihr Thema in den Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels und verwendet zur Illustration des gesellschaftlichen Umbruchs den Begriff der Postmoderne. Hierbei bezieht sie sich auf Kennzeichen der Postmoderne des Sozialpsychologen Heiner Keupp sowie Ausführungen des Theologen Emmanuel Y. Lartey. Dadurch zeigt sie auf, dass die fortschreitende Individualisierung, die Pluralisierung von Lebenswelten sowie Normvorstellungen nicht ausschließlich zu einer neuen Unübersichtlichkeit und zu Irritationen führen. Ebenso würden monolithische, eurozentrische Konzepte der Welt und somit zusammenhängende Ansprüche auf Letztgültigkeit und Gewissheit infrage gestellt. Bestehende Gewaltzusammenhänge und Herrschaftsansprüche würden offengelegt und der Kritik zugeführt (vgl. ebd.: 15ff.). Mit ihrer Arbeit antwortet Thierfelder auf das Problem des Umgangs mit Fremdheit und Differenz innerhalb praktisch-theologischer Handlungsfelder, die die gesellschaftlichen Änderungsprozesse nicht ignorieren oder umgehen können, sondern sich mit diesen auseinandersetzen müssen.

Thierfelder kritisiert, dass bei der Neueren Seelsorgebewegung gesellschaftliche Machtfragen bzw. diskursive Ausschlüsse als konstruktive, belebende Konkurrenz interpretiert und somit ein harmonisches Bild der Postmoderne aufrecht erhalten werde. Einer Bagatellisierung bis hin zur

Ignoranz dieser Diskurse würde hierdurch Vorschub geleistet. Thierfelder zeigt auf, dass die Anwendung der Diskurstheorie zu einer Erweiterung der Wahrnehmung und des Verständnisses der Postmoderne führt. Der Blick werde hierdurch geschärft, dass „es inhärente Machtstrukturen in der Gesellschaft [...] gibt, die mehr oder weniger subtil über Normen und Selbstverständlichkeiten entscheiden. Dies wirkt sich wesentlich auf Seelsorge und Beratung aus, weil diese Gespräche nicht im luftleeren, herrschaftsfreien Raum stattfinden“ (ebd.: 232).

Neben der Diskurstheorie zieht die Autorin die Psychoanalyse als Theorie zur Erweiterung der Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz heran. Sie kritisiert die inkonsequente, teilweise Inhalte ausklammernde Auf- und Übernahme der psychoanalytischen Theorie und Praxis der Seelsorgebewegung ins eigene Feld. Insbesondere in der Neueren Seelsorgebewegung bliebe „über die Gegenübertragungsgefühle der Beraterin oder des Seelsorgers noch weitgehend ein Mantel des Schweigens gebreitet“ (ebd.: 208). Sie kritisiert, dass vorschnell die Notwendigkeit der Selbstreflexion der Beraterin und des Seelsorgers durch die Suche nach Verstehen aufgelöst wird. Hierdurch bestände die Gefahr der Entstehung eines patriarchal-wohlmeinenden Autoritätsgefälles zwischen Beraterin und Ratsuchenden.

In ihrer Habilitationsschrift situiert die Autorin ihren Ansatz selbst im Kontext aktueller Seelsorgeansätze und zeigt hierbei Gemeinsamkeiten sowie Differenzen ihres Ansatzes zu ähnlich gelagerten theologischen Arbeiten in der postmodernen Gegenwart auf (vgl. ebd.: 27ff.). In der Kontrastierung werden ihre Haltung und die Grundlage ihres Ansatzes deutlich.

Thierfelder sucht nicht nach einer Identitätsvorstellung, die sich durch Abgrenzung und Ausschluss definiert. Die Wahrnehmung von Fremdheit und Differenz versteht sie nicht als ethische Frage, sondern als Frage nach dem Selbstverständnis. Hierbei ginge es nicht nur um die Anderen, sondern um die eigene Verortung im Verhältnis zur Welt, die immer auch ein Selbstverständnis reflektiert. Sie richtet sich gegen die Haltung einzelner Ansätze, die kulturelle Andersartigkeit als „störende Fremdheit“ (ebd.: 28) verstehen, die durch die „kulturelle Andersheit der Anderen“ (ebd.) verursacht wird.

Die Autorin nimmt Eberhard Hauschildts hermeneutisches Verständnis von Seelsorge auf. Hierbei geht sie jedoch von einer multikulturellen sowie postmodernen Realität aus. Wie Lartey differenziert sie zwischen multikulturellen Ansätzen und Ansätzen, die von einer beidseitigen Verschiedenheit ausgehen und sowohl kulturelle als auch Unterschiede in Geschlecht, Alter, Lebensstil mit einbeziehen. Jede oder jeder ist fremd, „weil sie oder er auch anders ist“ (ebd.: 30). Sie versteht Seelsorge und Beratung als wechselseitigen Prozess des Wahrnehmens und Verstehens. Dass Wahrnehmung, Erkenntnis sowie Entwicklung ausschließlich durch einen intersubjektiven Prozess zu gewinnen sind, wird durch den Titel der Arbeit unterstrichen, der auf die Spiegelmetapher verweist.

Wie andere Autoren (u.a. Emmanuel Y. Lartey, Uta Pohl-Patalong) versteht Thierfelder die Realität der Postmoderne auch als Herausforderung und Chance. Sie grenzt sich jedoch von einem übergroßen Vertrauen ab, das einzelne Autoren in die Macht der Vernunft haben, indem diese von vernünftigen Entscheidungen sowie der Unterscheidung von objektiv-strukturellen und subjektiv-selbstgesetzten Einschränkungen ausgehen. Thierfelder positioniert sich selbst zu den Dekonstruktivistinnen, nach denen „selbst Gefühle 'vergesellschaftet' sind und nur bedingt subjektiven Entscheidungen unterliegen“ (ebd.: 33). Die Autorin konstatiert, dass selbst in neueren Lehrbüchern zur Seelsorge feministische Fragestellungen lediglich als Fußnoten zu Sprache

kämen. Ursula Pfäfflin stelle eine Ausnahme dar, indem sie die Selbstverständlichkeit des männlichen Blickwinkels in Theorie und Praxis der Seelsorge kritisch aufnimmt. Nach Thierfelder sollte das Anliegen einer feministischen Seelsorge in einer besonderen Wahrnehmungsperspektive, weniger in bestimmten Methoden liegen (vgl. ebd.: 36).

Als exemplarischen Aufriss ihrer Arbeit sieht Thierfelder in Riet Bons-Storms Buch „The Incredible Woman. Listening to Women's Silences in Pastoral Care and Counseling“ (1996). Bons-Storm thematisiert hierin das Schweigen von Frauen und die strukturelle Ausgeschlossenheit von Frauen und deren Erfahrungen im Bereich der Seelsorge. Bons-Storm fragt danach, welche Grundannahmen verändert werden müssen, damit Frauen und deren Erfahrungen adäquat wahrgenommen, verstanden und anerkannt werden. Damit greift sie Inhalte von Irigarays Analyse auf, die Thierfelder als eine der grundlegenden Theorierichtungen ihres eigenen Ansatzes aufnimmt (vgl. Thierfelder 2013: 38).

Mit ihrem Ansatz eröffnet Thierfelder einen neuen Diskussionsraum für den theoretischen und praktischen Bereich der Seelsorge, jedoch nicht für den Bereich der Ansätze reflexiver Supervision. Die Beratungsverständnisse im Rahmen reflexiver Supervision bauen auf verschiedene Theorierichtungen auf. Als Zugang zum Verstehen und Deuten sowie zur Entwicklung von Forschungsinstrumenten beziehen sich die Ansätze reflexiver Supervision auf Konzepte der Psychoanalyse und Ethnopschoanalyse, des Neuhumanismus sowie auf soziologische, gesellschaftskritische Ansätze (vgl. Gröning 2013: 115). Neben der Selbstreflexion der Beraterin und des Supervisors werden die individuelle Lebenssituation sowie die Biografie einer Person vor dem Hintergrund der überindividuell-kulturellen Strukturen einer Gesellschaft verstanden und gedeutet. Herrschaftsverhältnisse und Machtstrukturen werden aufgedeckt und der Reflexion zugeführt. Instrumente, wie beispielsweise die Habitusanalyse, die Lebenslaufanalyse, die Institutionsanalyse sowie das Forschungstagebuch finden dabei ihre Anwendung.

3. Eigene Stellungnahme

Die Arbeit ist inhaltlich schlüssig sowie argumentativ nachvollziehbar aufgebaut. Der inhaltliche Weitblick der Arbeit sowie die fortwährend nachvollziehbaren interdisziplinären Verknüpfungen sind als Erkenntnis gewinnend herauszustellen. Der Aufmerksamkeit der Leserin / des Lesers zuträglich ist die deutliche Unterscheidung in Inhalt und Form der verschiedenen Kapitel. Die klassisch strukturierte Darstellung von Wissenschaftsgeschichte sowie Grundannahmen und Erkenntnissen der theoretischen Ansätze werden von methodologischen Überlegungen sowie der konkreten Analyse eines Fallbeispiels abgelöst. Mit der Darstellung eines fiktiven Dialogs wählt die Autorin eine für die wissenschaftliche Arbeit ungewöhnliche Form, im Rahmen derer die Auseinandersetzung mit dem Thema der Arbeit spielerisch inszeniert wird sowie eine wohlwollend kritische Konfrontation seitens der Autorin erfolgen kann. Mit Hilfe dieser sprachlich-ästhetischen Ebene gelingt es der Autorin, ihre These zu unterstreichen, dass ausschließlich vielfältige Wahrnehmungshilfen und Zugänge zum Verstehen der heutigen pluralistischen Realität gerecht werden können.

Thierfelder geht in wertschätzender, kritischer bis hin zu konfrontativer Form mit verschiedenen theoretischen und praktischen Ansätzen im Bereich der Seelsorge um. Dies macht sie aus ihrer Position und Funktion als theologische Fachperson heraus, was sie zum einen im Kontext ihres Fachgebiets von anderen Fachpersonen absetzt. Zum anderen stellt sie sich als Frau kri-

tisch einem vom männlichen Blick bestimmten Feld. Lediglich stellenweise ist ihre Ausdrucksweise von einem pastoralen Duktus, was ihrer Glaubenshaltung und ihrem Anliegen der Entwicklung und Integration von Kirche geschuldet sein wird.

Bei ihrer Kritik geht es Thierfelder nicht um die Produktion von Schuldgefühlen, sondern um die Erweiterung der Wahrnehmungsperspektive. Sie stellt die Selbstreflexion der Beraterin, des Seelsorgers sowie die Reflexion gesellschaftlicher Strukturen und Herrschaftsverhältnisse in den Mittelpunkt der Betrachtung. Hiermit bezieht sie eine exponierte Position im Kontext der christlichen Lehre und Praxis. Nach Foucault ist im Christentum der Blick auf sich selbst von einem Menschenbild des sündigen und schuldigen Menschen geprägt und wird durch die Erwartung von Scham, Schuld und Strafe erschwert. Bei dem Blick auf sich selbst handelt es sich im Sinne Foucaults um einen gefährlichen Blick. Die Selbstreflexion im Christentum bedeute keinen Zugewinn an innerer Freiheit – wie in der Antike, sondern sei verbunden mit der Aufdeckung von Schuld (vgl. Gröning 2013: 74).

Thierfelder weist auf die Gefahr der Entstehung eines patriarchal-wohlmeinenden Autoritätsgefälles zwischen Seelsorgerin und ratsuchender Person hin, wenn auf Seiten der Beraterin Gegenübertragungen nicht reflektiert werden. Auch, wenn die Autorin Foucault im Rahmen der Diskurstheorie anführt, wird an dieser Stelle keine Verbindung zur Foucaultschen „Pastoralmacht“ (Lemke 2014: 3) gezogen. Dies hätte eine fundamentale Kritik an Kirche und Seelsorge bedeutet. Die von Thierfelder als Theologin geäußerte Kritik erscheint ihr für das Feld bereits als neu und konfrontierend sowie für die Fundierung ihres Ansatzes als hinreichend.

Hervorzuheben ist Thierfelders Kritik des kirchlichen Ideals von Einheit und Nähe, welches ihrer Ansicht nach die Realitäten von Fremdheit und Differenz verleugnet. Sie weist darauf hin, dass Fremdheit und Differenz als Kategorie in aktuellen Seelsorgeentwürfen kaum vorkämen „und wenn, dann ausschließlich auf einer Seite, auf der Seite der Anderen“ (ebd.: 236). Auch Diskurse um die Geschlechterdifferenz fielen diesem Diktat der Nähe und Harmonie zum Opfer. Durch Herabwürdigung feministischer Diskussionen brauche oder könne die Machtfrage gar nicht erst gestellt werden. Mit ihrem Ansatz bietet Thierfelder sowohl für die Theorie als auch für die Praxis der Seelsorge einen für die Theologie neuen, realitätsnahen, der Vielfältigkeit geschuldeten Impuls und Erkenntnisfortschritt. Es wird deutlich, dass sich Kirche weder an dem Ideal von Ganzheit noch an der postmodernen Idealisierung von Pluralität orientieren kann.

Ansätze reflexiver Supervision, die eine gesellschaftskritische beratende Haltung einnehmen, sind geprägt von Erfahrungen und Reflexionen der feministischen und geschlechtersensiblen Beratung. Durch Thierfelders umfassender Auseinandersetzung mit Irigarays Annahmen und deren Diskurstheorie, die sich in bestimmten Punkten von Foucaults Diskurstheorie unterscheiden, wird ein erweitertes diskurstheoretisches Verständnis im Hinblick auf Fremdheit und Differenz erreicht. Während Foucault (2008) von einer Ökonomie zwischen Eingeschlossenem und Ausgeschlossenem ausgeht, weist Irigaray darüber hinaus auf das hin, was durch Vereinnahmung und Vereinheitlichung verharmlost und dadurch seiner Eigenheit und Subjektivität beraubt wird. Als Destruktivistin weist Irigaray auf Diskurse hin, „die schon durch die Struktur der Sprache von angemessener sprachlicher Symbolisierung ausgeschlossen und somit 'genichtet' sind“ (Thierfelder 2013: 151). Durch diese Annahmen erfolgt eine wertvolle Akzentuierung und Untermauerung der reflexiven supervisorischen Grundhaltung. Es gilt hier weiterhin Räume zu schaffen, offen zuhalten sowie aufmerksam für das zu sein, was noch keine Sprache hat, d.h.

für das Nicht-Repräsentierte.

Im Rahmen reflexiver Supervision stellt der Umgang mit Vielfalt eine zentrale Rolle dar. In der Vielzahl von Publikationen zum Thema „Diversität“ wird die Thematik aus modernisierungstheoretischer Sicht behandelt und auf eine möglichst reibungslose und effektivitätssteigernde Nutzung der Vielfalt aus unternehmerischer Sicht abgestellt. Methoden des Umgangs stehen vielfach im Fokus der Betrachtung. Ebenso wie reflexive Supervisionsansätze stellt Thierfelders Ansatz auf den Primat des Verstehens ab. Die Autorin zeigt bereits im Bereich der Wahrnehmung Tendenzen zur Ausgrenzung, Ausblendung oder Vereinnahmung des Andersartigen auf. Auch, wenn durch Thierfelders Ansatz kein neuer Diskussionsraum für Ansätze reflexiver Supervision gewonnen wird, ist die Habilitationsschrift aufgrund ihrer theoretischen Fundierung, ihrer interdisziplinären Verknüpfungen sowie ihrer gesprächsanalytischen Methoden als Bereicherung für das Verstehen und den Umgang mit Vielfalt zu beachten.

Literatur

- Foucault, M. 2008: Überwachen und Strafen, in: ders., Die Hauptwerke. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 701 - 1019.
- Gröning, K. 2013: Supervision. Traditionslinien und Praxis einer reflexiven Institution. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hauschildt, E./Praßl, F.K./Steinmeier, A. (Hg.) 2009: Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie, Band 50, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Quelle aus dem Internet:

- Lemke, Thomas (24.01.2014): Gouvernamentalität.
http://www.thomaslemkeweb.de/publikationen/Gouvernamentalit%E4t%20_Kleiner-Sammelband_.pdf

Rezension:

Gollwitzer, M./Lotz, S./Schlösser, T./Streicher, B. (Hrsg.) (2013): Soziale Gerechtigkeit. Was unsere Gesellschaft aus den Erkenntnissen der Gerechtigkeitspsychologie lernen kann, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

210 Seiten, ISBN: 978-3-8017-2535-8

Die Herausgeber beginnen ihre Zusammenführung von Aspekten sozialer Gerechtigkeit mit der Feststellung: „Gerechtigkeit und (un)gerechtes Handeln von Menschen zu verstehen, ist ein äußerst komplexes Unterfangen.“ (Gollwitzer/Lotz/Schlösser/Streicher 2013, S. 13, zit. n. Lotz 2010) Das anspruchsvolle Vorhaben des Herausgeberbandes ist nicht nur die Skizzierung einer psychologischen Gerechtigkeitsforschung, sondern auch ihre Etablierung als Verstehens- und Lösungsansatz für soziale Konflikte. Diese finden in vielschichtigen Systemen wie der Familie, dem Bildungssystem, den Wirtschafts- und Handelssystemen, den Betrieben und Organisationen, den Gesellschaften und der Politik sowie dem Strafrecht statt.

Um die Komplexität der Gerechtigkeitspsychologie zu reduzieren, entwickeln die Herausgeber einen wissenschaftlichen Argumentationsrahmen. Diese Operationalisierung eines gerechtigkeitspsychologischen Ansatzes bezieht sich auf Gefühle und Einstellungen, die mit Urteilen über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit verwoben sind, und umfasst Prinzipien sowie Kriterien der subjektiven Beurteilung von Gerechtigkeit. Zudem geht es um die Frage nach Verhaltensreaktionen von Individuen infolge einer erlebten Ungerechtigkeit. Letztendlich sind auch die Bedeutung von Ungerechtigkeit und die konkreten Bedingungen, unter denen sich Menschen für Gerechtigkeit interessieren oder diese ignorieren, zentral.

1. Ausgewählte Inhalte:

In ihrer theoretischen Fundierung beleuchten Mario Gollwitzer, Sebastian Lotz, Thomas Schlösser und Bernhard Streicher eine facettenreiche psychologische Gerechtigkeitsforschung aus unterschiedlichen Perspektiven und kennzeichnen Gerechtigkeit als universelles Phänomen. Sie sei als primordiales Motiv, also als Grundbedürfnis, bei nahezu allen Formen des menschlichen Zusammenlebens relevant. Im Umkehrschluss ist fraglich, ob es überhaupt konflikthafte Situationen gibt, in denen Gerechtigkeit in den Hintergrund rückt. Das erweckt zunächst den Eindruck, als würde Komplexität mit Komplexität potenziert.

Leo Montada zeigt Gerechtigkeitskonflikte und Möglichkeiten ihrer Lösung auf und unterstützt seine Ausführungen durch zahlreiche Beispiele. Er hebt besonders den Mehrwert der Mediation für die Konfliktlösung hervor und rahmt seinen Ansatz mit sechs zentralen und nachvollziehbaren Thesen.

Gerold Mikula setzt sich mit gerechtigkeitspsychologischen Aspekten der Aufteilung von Familienarbeit zwischen Männern und Frauen auseinander und fokussiert demzufolge Konflikte in persönlichen Beziehungen. Mikula greift im Besonderen die Ebene subjektiver Ansichten zur gerechten oder ungerechten Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung in der Familie auf. Er stellt fest, dass die empfundene Gerechtigkeit in diesem Kontext auf subjektiven Ein-

schätzungen beruht, die sich unter anderem aus sozialen Vergleichen mit anderen speisen. Die gerechte Aufteilung ergebe sich nicht einfach. Sie stelle sich prozesshaft dar und müsse in Gesprächen kontinuierlich reflektiert und verhandelt werden.

Sebastian Lotz und Christoph Feldhaus beschreiben die Gerechtigkeit im Bildungssystem und zeigen auf, was die Psychologie zum gesellschaftspolitisch relevanten Thema der Bildungsgerechtigkeit beisteuern kann. Dazu diskutieren die Verfasser verschiedene Disparitäten und institutionelle Rahmenbedingungen der Frühförderung, bevor sie abschließend folgerichtig weiteren Forschungsbedarf markieren.

Bernhard Streicher und Magdalena Öttl thematisieren Gerechtigkeitsaspekte in Organisationen, die mit Entscheidungen sowie mit der Verteilung von Gütern verbunden sind. Streicher und Öttl plädieren für die Integration von Gerechtigkeitskonzepten in das Organisationsbild und machen diese Entwicklung vor allem an der Gerechtigkeitswahrnehmung der Führungskräfte fest.

Die Autoren konkretisieren die relativ junge Disziplin der Gerechtigkeitspsychologie. Eine universalistische Auffassung allgemeingültiger Prinzipien wirft allerdings die Frage auf, ob es tatsächlich Interaktionen gibt, in denen Gerechtigkeit marginal ist. In diesem Zusammenhang sei auf psychoanalytische Erklärungsansätze verwiesen.

Der überzeugende Ansatz, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit anhand konkreter sozialer Situationen und Fallbeispiele zu verstehen, ist eine interdisziplinäre Perspektive zukünftiger Forschung. Der Herausgeberband regt dazu an, soziale Konflikte gezielt mithilfe einer gerechtigkeitsorientierten Lesart zu verstehen.

Literatur

- Lotz, S. (2010): The stability and fragility of fairness: How individual concerns for justice affect human perception, emotion, and behavior. Doctoral Dissertation, Universität zu Köln.

Rezension:

Albrecht, C./Perrin, D. (2013): Zuhören im Coaching. Wiesbaden: Springer VS.

91 Seiten, ISBN: 978-3-531-19780-7

„Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig.“ (Albrecht/Perrin 2013: 5)

Dieses Zitat aus Michael Endes „Momo“ bildet den Auftakt eines interessanten Buchs, das sich einem zentralen Thema widmet, dem Zuhören im Coaching.

Den Autor_innen Christine Albrecht und Daniel Perrin gelingt es, ein äußerst klar aufgebautes Buch zu einem Thema zu schreiben, das in der wissenschaftlichen Literatur bisher eher zu kurz kommt: „Was aber macht professionelles Zuhören im Coaching aus?“ (ebd.: 11) Die Autor_innen fahren fort:

„Wer so fragt, entdeckt einen grauen bis weißen Fleck im Kunterbunt von Forschungsbetrieb, Literatur und Weiterbildungsangeboten.“ (ebd.)

Das Buch weist eine in sich plausible Gliederung auf: im ersten Teil werden Thema, Fokus, Zielsetzung, Fragestellung, Kernbegriffe, der untersuchte Fall und der Aufbau behandelt, im zweiten folgt die strukturierte Analyse eines Falls, im dritten Teil werden die Ergebnisse zusammengefasst und schließlich wird die Umsetzung des Verstandenen in den Blick genommen.

So klar und in sich plausibel die Gliederung und so vielversprechend und so förderlich die Identifikation des o. g. grauen Flecks ist, so kontrovers bleibt aber die Frage zu diskutieren, wie „systematische Überlegungen zum Zuhören im Coaching“ (ebd.) beratungswissenschaftlich aussehen könnten und aussehen müssten.

Nicht nur Hören ist selektiv, sondern eben auch das Beforschen von Hören. Albrecht und Perrin legen auf wünschenswert transparente Weise die von ihnen herangezogenen wissenschaftlichen Bezugsdisziplinen offen, nämlich vor allem Semiotik und Linguistik. Dabei greifen sie besonders häufig auf Karl Bühlers Sprachtheorie von 1934 zurück (vgl. ebd.: 14).

Außergewöhnlich wirkt ihr Rekurs auf den Buddhismus als praktische Philosophie (!) (ebd.: 11). So wirken drei ausführlich zitierte Yoga-Meditationsübungen auf den Seiten 79-81 in einer wissenschaftlichen Untersuchung auf den Leser eher unvermittelt und eigentümlich, wenn etwa geraten wird:

„Stelle Dir vor, aus diesem Punkt fließe pure Liebe, z. B. als rote Farbe oder in diesem Punkt sitze Gott oder ein Mensch/Tier, das (sic! Anm. F.A.) Dir Kraft gibt, das (sic! Anm. F.A.) Du bedingungslos liebst.“ (ebd.: 81)

Albrecht und Perrin greifen explizit aber nicht nur auf Bühlers Sprachtheorie und den Buddhismus zurück, sondern ebenso auf Psychotherapie, Gesprächslinguistik und Kommunikationsdidaktik (ebd.: 11). Bei dieser Auswahl wird schnell deutlich, was eher unberücksichtigt bleibt.

Aus einer beratungswissenschaftlichen Perspektive, die auf eine sozialtheoretische Fundierung und auf sozialwissenschaftliche Reflexion Wert legt (Gröning 2011), fehlt zum einen ein kritischer Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen und ihren Einfluss auf Zuhören insgesamt und auf Coaching, zum anderen finden sich auch keine historisch-systematischen Reflexionen, we-

der zum Thema Zuhören noch vor allem zu Coaching.

Wie wirken sich bspw. Ökonomisierung und Entgrenzung der Arbeit auf das Selbstverständnis der Beratung aus, wie müsste historisch und gesellschaftlich in diesem Kontext Coaching verortet werden? Inwiefern ist Zuhören immer auch durch gesellschaftliche Entwicklungen beeinflusst? Wie wirkt sich diesbezüglich bspw. Beschleunigung aus (Austermann 2011: 38ff)?

Die theoretisch fundierte Haltung der beiden Autor_innen und ihre berufsständischen Interessen schlagen sich ebenso in der von ihnen nicht kritisch hinterfragten Verwendung bestimmter Begriffe nieder (im folgenden Hervorhebungen durch F.A.): *„Werkzeuge für die Coachingpraxis“* (Albrecht, C./Perrin, D. 2013: 12), *Coachs lernen, „diese Fähigkeit („achtsames Zuhören“, F.A.) weiterzugeben – zugunsten der Coachees und damit auch des Erfolgs ihres Berufsstands“* (ebd.: 13). *„[...] der Berater hilft mit geeigneten, primär sprachlichen Diagnosen und Interventionen, die Ziele der Kunden zu erreichen“* (ebd.: 24). Ihre wissenschaftliche Ausrichtung spiegelt sich ebenso wider: *„Wirkungsforschung ist also angesagt“* (ebd.: 27f).

Wie stark Albrecht und Perrin dem beratungswissenschaftlich kritisch zu hinterfragenden, letztlich klinischen Modell von „Diagnose, Intervention und Veränderung“ (ebd.: 24; dazu kritisch Gröning 2011) verpflichtet sind, leuchtet an vielen Stellen auf:

„Der Titel kann als Programm für das ganze Forschungsfeld gelesen werden: ‚If you listen, the patient will tell you the diagnosis.‘“ (ebd.: 36)

Die Autor_innen verknüpfen Erfolg eng mit einem funktional-empirisch-diagnostischen Vorgehen:

„Die Leitfragen dieses Buches lauten kurz und klar: Worin besteht achtsames Zuhören? Wie kann es gelingen? Und warum ist es wichtig für den Erfolg von Coachings?“ (ebd.: 73)

Oder es heißt an anderer Stelle:

„[...] die Beratungswissenschaftlerin“ „kann“ „in der Gesprächsanalyse das Zusammenspiel von Diagnose, Intervention und Veränderung empirisch festhalten und damit letztlich den Coachingerfolg verorten und belegen.“ (ebd.: 75)

„Das Buch beschreibt, erklärt und versteht funktionales Zuhören im Coaching als achtsames Zuhören [...]“ (ebd.: 75)

Albrecht und Perrin verstehen ihr Buch konsequent als Anregung für eine bestimmte Beratungsforschung, die sich einer spezifischen Aufgabe widmen sollte, nämlich dem

„Nachweisen, dass, wo und wie Coachings und bestimmte Interventionen unter bestimmten Bedingungen wirken. Damit aufzuzeigen, dass umfassenderes, präziseres Wissen zum achtsamen Zuhören beiträgt zur Professionalisierung und zum Leistungsnachweis einer Domäne“ (ebd.: 82),

nämlich dem Coaching.

Die Lektüre dieses klar strukturierten Buchs bestärkt den Rezensenten darin, die wissenschaftstheoretischen Grundlagen in der Beratungsforschung sehr ernst zu nehmen. Wird Beratung in der Tradition des kritischen Rationalismus eher empirisch-funktional verstanden, so steht selbst das Zuhören in der Gefahr, als wirksames Werkzeug, als Faktor *„zugunsten [...] auch des Erfolgs ihres Berufsstands“* (gemeint ist der Berufsstand der Coachs, Anm. F.A.) verstanden und in diesem Sinn als Instrument genutzt zu werden.

Kritisch-reflexive Beratung legt demgegenüber größeren Wert auf kritische Aufklärung und

Mündigkeit der Beratungsanfragenden und der Beratenden (Gröning (2013)). Sie wird dabei die Argumente kritischer Gesellschaftstheorie nicht einfach ausblenden, sondern sie wird sozialtheoretisch fundiert beratungskritisch die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen und ihren Auswirkungen auf berufsbezogene Beratung führen. Aus dieser Perspektive kann es nicht einfach um besonders gut funktionierendes, um besonders wirkungsvolles Coaching gehen, ohne dass die Ziele der Beratung kritisch hinterfragt würden. Auch das Zuhören in der Beratung sollte nicht reduziert werden auf eine besonders wirksame Haltung oder/und Intervention. Zuhören selbst ist vielmehr, zumindest im Zeitalter der Beschleunigung, ein eminent politischer Vorgang.

Literatur:

- Austermann, Frank (2011). Schneller zuhören geht nicht – und auch nicht beschleunigt beraten. Telefonseelsorge und Supervision in Zeiten sozialer Beschleunigung, In: Supervision, 37-41.
- Bühler, Karl (1934). Sprachtheorie.,Jena: Fischer.
- Ende, Michel (1973). Momo. Stuttgart: Thienemann.
- Gröning, Katharina (2011). Pädagogische Beratung, Wiesbaden: VS (2. Auflage).
- Gröning, Katharina (2013). Supervision. Ansätze und Tradition einer reflexiven Institution, Oldenburg: Psychosozial-Verlag.
- Rinpoche, Patrul (2001): Die Worte meines vollendeten Lehrers, Freiamt: Arbor.

Unser Medizynsystem

Es ist schon dreißig Jahre her, aber solche Erlebnisse vergisst man nicht: Auf einem Badeausflug mit dem Fahrrad an einem schönen Junitag sauste ich Kopf voran auf den Teerbelag der Straße. Später rekonstruierte ich, dass meine vierjährige Tochter, die vor mir auf einem Schalensitz saß, mit dem Absatz ihrer Holzsandalen in die Speichen geraten war. Sie plumpste auf mich und blieb unverletzt. Meine Oberlippe war gerissen, Platzwunden im Gesicht, gottlob nichts gebrochen, kein Zahn ausgeschlagen.

Ich fand den Chirurgen, in dessen Praxis ich gebracht wurde, eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, mindestens einen Kopf größer als ich, breitschultrig, Ruhe ausstrahlend. Er injizierte ein Lokalanästhetikum, säuberte die Schürfwunden und nähte den Riss in der Oberlippe. In einer Woche sollte ich wieder kommen.

Nach sieben Tagen waren die Wunden gut geheilt und ich suchte den Arzt wieder auf. Als ich vor ihm saß und er die Fäden zog, erkannte ich ihn kaum wieder. Er war viel kleiner, wirkte eher schüchtern und hatte Mundgeruch.

In der Psychoanalyse beschreiben wir eine solche Verwandlung des Gegenübers als Folge einer Spaltung. Manchmal bin auch ich das Opfer solcher Prozesse geworden; wenn etwa ein Fortbildungsteilnehmer enttäuscht sagte: *"Jetzt bin ich aus der Schweiz angereist, um endlich den Autor der hilflosen Helfer kennen zu lernen - und was finde ich? einen gewöhnlichen Psychoanalytiker!"*

Der mit solchen Spaltungen einhergehende Realitätsverlust verstärkt gegenwärtig die Probleme in unserem Gesundheitswesen. Ärzte sind der Beruf mit dem höchsten Prestige - und der, gegen den die bissigsten rassistischen Witze gemacht werden - etwa so: Was unterscheidet den Psychiater von seinem Patienten? Antwort: Der weiße Kittel und der Besitz des Hausschlüssels! Oder so: Der Internist weiß viel und kann nichts, der Chirurg kann viel und weiß nichts, der Psychiater weiß nichts und kann nichts! Oder, grundsätzlicher: Die Medizin ist jenes System von Ablenkungen, das dem Kranken erlaubt, von selbst gesund zu werden. Ebenso: Wenn wir alle Medikamente ins Meer werfen, ist das gut für die Menschen und schlecht für die Fische. Oder: Wenn Sie vor der Praxis des Kardiologen in Ohnmacht fallen, haben Sie ein Herzproblem; wenn es ein Neurologe ist, sind es die Nerven, und wenn es ein Urologe ist, ganz bestimmt die Nieren!

Manche dieser zynischen Pointen haben einen wahren Kern; andere sind pure Entwertung und damit ein Hinweis, wie stark unsere Erwartungen an die Helfer von Illusionen bestimmt sind. Die Medien schlagen gerne in solche Kerben. Das beginnt in den beliebten "Praxistests", in denen fast jeder abgefilmte Arzt betrügerisch abrechnet, jeder Zahnarzt für viele tausend Euro überflüssige Kronen verkaufen möchte. Es endet bei dem Reporter, der nur jenen zu einer Protestveranstaltung angereisten Fachärzten, die gerade aus einem Mercedes oder Porsche steigen, das Mikrofon vor die Nase hält und ein Statement zu ihrer Verarmung fordert.

In den meisten Fällen leisten die Ärzte ihre Arbeit zur völligen Zufriedenheit der Kranken. Sie tun weder zuviel noch zuwenig und ertragen es ohne Murren, dass sie wie mein Chirurg erst größer und nachher kleiner erlebt werden als sie sind. Wenn wir es mit einem realistischen

Umgang mit den Ärzten und einer sinnvollen Entwicklung des Gesundheitswesens so schwer haben, liegt das auch am Versagen von uns Patienten Ärzten durch Rückmeldungen zu unterstützen. In der Konsumgesellschaft geraten die Anbieter von Waren und Dienstleistungen in ein emotionales und geistiges Vakuum, wenn sie nicht lernen, sich genauere Rückmeldungen zu organisieren, als sie die Dynamik des Marktes bietet. Dank der hohen Mobilität der Menschen und der vielfältigen Informationsmöglichkeiten werden Auseinandersetzungen vermieden, die früher nicht umgangen werden konnten.

Wer krank ist und wieder gesund wird, möchte an seine Krankheit so wenig erinnert werden wie möglich. Wenn der Arzt seine Arbeit gut macht, wird er mitsamt den Unannehmlichkeiten des Leidens vergessen. Hat er sich unbeliebt gemacht, kehrt ihm der Patient stumm den Rücken und greift nach einer Alternative. Viele Helfer erhalten in der Regel keine Rückmeldung für das, was sie gut gemacht haben. Es fällt ihnen schwer, ein realistisches Selbstgefühl aufzubauen. Sie binden sich an die Idealisierung. Das hat zur Folge, dass Ärzte oft extrem kränkbar sind und ein Streit zwischen Chirurgen an einer Universitätsklinik Dimensionen legendärer Rosenkriege annehmen kann.

Die Patienten sagen ihm nicht, was er gut macht; sie kritisieren ihn nicht, wenn ihnen etwas nicht passt, sie gehen einfach zu einem anderen Doktor, den sie idealisieren können, weil sie ihn noch nicht kennen. Das führt zu den typischen Erscheinungen der Mehrfach-Diagnostik, der überflüssigen Röntgenbilder und Kernspins, der zahllosen Medikamente, die verschrieben, aber nicht eingenommen werden. Die Klage, wie schwer es ist, einen vertrauenswürdigen Arzt zu finden, hören wir ständig. Aber Vertrauen wächst nur dort, wo Konflikte nicht durch Rückzug bewältigt werden.